Hattingen, den 10. November 1910. 17. Jahrgang. — Nummer 45.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zum Buß- und Bettag.

So lange ein Volk die Fähigkeit hat, Buße zu tun, so lange wird es gedeihen. Die Obrigkeit hat einen Buß- und Bettag angeordnet. Merkwürdig! Man kann Buße, innere Umkehr doch nicht befehlen! — Nein. Aber man kann sie wünschen und für nötig halten. Daher kann man Gelegenheit dazu geben.

Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, nicht sagen: Das Volk hat es nötig, sondern erkennen: ich habe es nötig. Denn wir, die Einzelnen, sind mitschuldig, wenn ein Volk sich vom lebendigen Gott und von dem Willen zum Guten abwendet. Wir sind mitschuldig: was bei uns noch nicht so schlimm aussieht, das machen diejenigen, die auf uns sehen, nach, aber in vergröberter Weise machen sie es nach. Dann sind wir empört und sagen: Das darfst du nicht; aber wir selbst haben ja den Ton angegeben.

Alles ist Frucht und alles ist Same, heißt es in der „Braut von Messina". Alles ist Frucht: alles, was uns trifft, ist die Frucht unserer Taten, unserer Gedanken. Alles, was ein Volk trifft, ist die Frucht seiner Vergangenheit. Und der Einzelne muß mittragen, was über das Volk kommt; denn er ist ein Glied des Ganzen.

Alles ist Same: alles, was wir tun und reden, was wir in Büchern und Zeitungen schreiben, ist eine Aussaat, aus der uns eine Ernte erwächst, sei sie gut oder böse. Was der Einzelne aussäet, etwa in die Herzen von Kindern oder Untergebenen, das wird dort wachsen und Segen oder Unheil bringen. Besinnen wir uns, ob wir lauter guten Samen gesät haben. Wir kommen, wenn wir ehrlich gegen uns selbst sind, zu dem Schluß: ich will es besser machen als bisher, ich will Buße tun.

So lange ein Mensch die Fähigkeit besitzt, Buße zu tun, so lange geht es mit ihm aufwärts. Dann helfen wir unserm Volke in der Aufwärtsbewegung. Wir verstärken die stille, unsichtbare, aber wirklich vorhandene Armee derjenigen, die das Gute wollen.

Es gibt aber keinen besseren Maßstab für den Willen zum Guten, als Gott und seine Wahrheit, als Christus und sein Wort. Darum halten wir mit Freuden fest am Christentum, denn es reicht guten Samen dar zur Aussaat. Ist aber der Same gut, so wird auch die Frucht gut sein, und Deutschland wird fröhlich ernten.

Wie sieht's aus in der Welt?

Der Besuch des Zaren in Potsdam

wird in der Presse aller Staaten auf das lebhafteste besprochen, wird doch allgemein angenommen, daß die russische Diplomatie einen neuen, deutschfreundlichen Kurs einzuschlagen für nötig erachtet.

Der russische Minister Iswolski — ein notorischer Deutschenhasser — hat die Zügel des diplomatischen Dienstes aus der Hand geben müssen, als Botschafter in Paris kann er ja nach Herzenslust mit den Franzosen liebäugeln.

Die russischen Machthaber werden erkannt haben, daß die unfreundliche Stellung gegen Deutschland, zu der sie sich durch französische und englische Einflüsterungen verleiten ließen, wenig Erfolg brachte, vielmehr Niederlage auf Niederlage im Gefolge hatte. In wie weit unsere Diplomatie an dem erkalten des guten Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland Schuld gewesen ist, soll hier nicht untersucht werden. Es ist zu begrüßen, daß Rußland den Weg zu uns gefunden hat, dadurch wird das Kriegsgespenst in nebelige Fernen gerückt. Das Deutsche Reich hat man aufs neue als den „getreuen Eckhart" unter den Völkern geweckt. Und das von Rechtswegen.

Während England dem russischen Reich den japanischen Krieg auf den Hals lud und ihm dadurch so schweren Schaden zugefügt. hat Deutschland nicht im geringsten die damalige Notlage Rußlands zu seinem Vorteil ausgebeutet. Ebenso hat Deutschland im Krimkriege wie in den Türkenkriegen immer Rußland den Rücken frei gehalten und alle Versuche, es in den Krieg gegen Rußland hineinzuziehen, Widerstand geleistet.

Die Freundschaft zwischen Deutschland, Rußland und Oesterreich garantiert Europa den Frieden. Die Zusammenkunft des Zaren und des deutschen Kaisers ist ein hochbedeutsames Friedenszeichen. Die russischen Zeitungen sprechen das offen aus und geben ihrer Freude über den herzlichen Empfang des Zaren befriedigenden Ausdruck. In den deutschen Zeitungen findet man schon Nachrichten, die über geflogene Verhandlungen orientieren; diese Mitteilungen sind äußerst vorsichtig aufzunehmen. Die maßgebenden Herren lassen sich nicht aushorchen und von den Beratungszimmern gilt nicht das Wort: Wände haben Ohren.

Der Pariser „Figaro" schreibt über die Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Kaiser von Rußland: Die Zusammenkunft ist ein Akt internationaler Höflichkeit, der in der europäischen Politik nichts ändern kann. Die Zusammenkunft kann nur der Sache des Friedens dienen, worüber Frankreich die aufrichtigste Freude empfindet. — Wenn schon die Franzosen eine gute Miene aufsetzen, um wie viel haben wir Grund, die Zusammenkunft freudig zu begrüßen, denn es handelt sich nicht nur um einen Akt der internationalen Höflichkeit, sondern um eine Aenderung der europäischen Politik.

Das Kronprinzenpaar

hat seine große Reise angetreten. In Genua ging das Paar an Bord des Dampfers „Prinz Ludwig". Für die Zeit der Mittelmeerfahrt ist von Berlin aus durch die Telefunken-Gesellschaft ein Sonderdienst für die funkentelegraphische Uebermittelung von Pressenachrichten eingerichtet worden. Es werden täglich abends die wichtigsten Meldungen der Berliner und Provinzpresse, sowie des Auslandes zunächst drahtlich nach der österreichischen Küstenstation Sebenico (an der Adria) und von dort drahtlos nach dem Kronprinzenschiff „Prinz Ludwig" abgesandt, das mit einer Telefunken-Bordstation von erheblicher Stärke und großer Reichweite ausgerüstet ist. Ein gleicher Dienst ist für die Rückreise der Kronprinzessin vorgesehen, die mit dem Reichspostdampfer „Lützow" in der zweiten Dezemberhälfte erfolgt.

Der Kronprinz in englischem Licht.

Mit lebhaftem Interesse verfolgt die englische Presse die beginnende Weltreise des deutschen Kronprinzen, der ein Drittel seiner Reisezeit nun in englischen Besitzungen verbringen wird. „Dieser lange Aufenthalt auf britischem Boden," so schreibt ein großes Londoner Blatt in einer interessanten Würdigung der Persönlichkeit des deutschen Thronfolgers, „diese enge Berührung mit einer britischen Umgebung wird dem Geschmack und der Neigung des Kronprinzen entgegenkommen. Denn er ist wohl der englischste Deutsche, der gegenwärtig lebt. Alle seine Neigungen und Passionen, vor allem seine Leidenschaft für den Sport, sind englisch bis ins Mark. Er war es, der die wachsende Vorliebe der jüngeren deutschen Generationen für körperliche Stählung und für ein Leben in freier Luft erweckt und gefördert hat. Er hat das Tennis, das Rudern, Polo, Hockey und Fußball populär gemacht. Lange Zeit war er das Musterbeispiel eines Reiters und Seglers. Erst kürzlich hat er einen bescheidenen Rennstall eingerichtet, gemeinsam mit seinem Freunde, dem Leutnant von Zobeltitz, der ihn auch nach Asien begleitet. Wenn man in Deutschland das Wort „Sport" ausspricht, so wird unwillkürlich der Kronprinz erwähnt. Während der Kaiser emsig am Ausbau der Flotte arbeitete, hat der Kronprinz seinem Lande keinen geringeren Dienst erwiesen, durch die Erweckung der Leidenschaft für gesundheitsfördernde Uebungen.

Die Engländer haben doch einen großen Klapp, sonst würden sie den deutschen Thronfolger nicht nur nach seiner sportlichen Leistungsfähigkeit werten. Uns ist der deutsche Kronprinz auch ohne Sporteigenschaften lieb und teuer, denn er ist ein echter deutscher Mann. Möge ihm die Reise reichen Ertrag bringen.

Das neue französische Ministerium Briand

wird nach allen Anzeichen nur von kurzer Dauer sein. Einmal mußte Briand die Neubildung etwas überstürzen, sodaß die von ihm getroffene Auswahl seiner neuen Mitarbeiter nicht sehr glücklich war, ums andere entfalten diejenigen Parteien, deren politische Wünsche durchkreuzt wurden, eine maßlose Agitation gegen die neue Regierung. Das neue Kabinett will keine rückschrittliche, sondern lediglich eine anti-revolutionäre Politik betreiben, und es liegt ganz gewiß im Interesse der Republik, den Post- und den Eisenbahn-Bediensteten, die doch Staatsbeamten sind, das Streikrecht abzuerkennen. — Die radikalen Sozialisten behaupten, Briand wolle für Staats- und Privatarbeiter zweierlei Recht schaffen, die republikanischen Freiheiten vernichten, und müsse daher so schnell wie möglich unschädlich gemacht werden. — Der Sozialistenführer Jaures nennt das neue Kabinett ein Ministerium von Subalternen, und Herrn Briand einen Banditen. — Auffallend ist es, daß von den neu berufenen Männern noch kein einziger dem Ministerium angehört hat. Außer Briand befindet sich jetzt nur noch ein Sozialist, der Unterstaatssekretär der Finanzen, Lefevre, im Kabinett.

Frankreich steht vor einer großen Umwälzung. Die dritte Republik ist verdorben bis in die Wurzel. Die Mißwirtschaft verlangt nach Ablösung. Wer wird das Erbe antreten?

Das lebende Plakat.

Skizze von G. Drossel.

Nachdruck verboten.

UR. Grau hing der Morgen über der großen Stadt. Durch die Straßen schritt der Laternenanzünder und löschte die letzten Laternen, die wie mit blinden Augen durch die Luft sahen. Allmählich wurde es heller, ein blaßgoldener Schein zog die Wolken entlang, und frischer Wind rauschte in den Baumkronen. Milchhändler rasselten mit ihren Karren auf dem Pflaster, Brotträger klommen treppauf, treppab; kleine Zeitungsjungen jagten flink wie Wiesel von Haus zu Haus. Auch in den Wohnungen wurde es laut. Verschlafene Dienstmädchen öffneten die Fenster und machten in der Küche Feuer an, kochten die Milch, brauten den Kaffee und stellten das frische Brot auf den Frühstückstisch.

In der kleinen Zweizimmerwohnung des Herrn Theodor Riehl gab es keine dienstbare Magd, die frühmorgens die Stube kehrte, in der Küche Feuer anzündete und den Kaffeetisch besorgte. Herr Theodor Riehl huschte selbst in einem braunen, zerschlissenen Schlafrock umher, der einst bessere Tage gesehen haben mochte; denn sein zerrissenes Futter war aus braunem Seidenstoff, und eine dicke gedrehte Seidenschnur hielt den Rock über den Hüften zusammen. Er setzte den kleinen Spirituskocher in Brand, stellte den Kessel mit Wasser auf, nahm die Brötchen aus dem Brotbeutel und ging dann wieder in die Stube zurück, setzte sich an den Tisch, auf dem Stapel von blauen Geschäftskuverts aufgeschichtet waren, und beschrieb mit seiner hübschen, sauberen Handschrift ein Kuvert nach dem anderen mit Adressen. Schon zwei Stunden lang hatte er so geschrieben, indes die verschlafene Großstadt sich nur zögernd die Augen rieb und langsam zu erwachen begann. Als das Wasser kochte, goß er einen ganz dünnen Tee auf, stippte ein Brötchen hinein, wickelte eins in Papier und steckte es in die Tasche des schwarzen Rockes, den er inzwischen mit dem Schlafrock vertauschte. Dann verschloß er sorgfältig die mit Adressen beschriebenen Kuverts in einer Schublade und öffnete leise ein wenig die Tür, die zum Zimmer seiner Tochter führte.

„Väterchen, gehst du schon fort?" kam eine süße Stimme aus dem Dämmerdunkel hervor, das in dem Zimmer wallte, weil das Rouleau herabgelassen war. Ein blonder Wuschelkopf hob sich ein wenig aus den Kissen empor, zwei braune Augen versuchten das Halbdunkel zu durchdringen und die Gestalt an der Tür zu erkennen.

„Ja, mein Kind, ich gehe," antwortete Herr Theodor Riehl. „Schlaf nur ruhig weiter, meine Olly, es ist noch sehr früh!"

„Armes, armes Väterchen! Du wirst es bald besser haben, armes Väterchen! Vielleicht erhalte ich heute schon einen bestimmten Bescheid, ob ich die Stellung am Konservatorium bekomme. Dann brauchst du nicht mehr in grauer Frühe in dieses abscheuliche Bureau, dann haben wir wieder gute Tage!"

Der alte Mann an der Türspalte lächelte ein wenig, lächelte matt, traurig und gequält. „Wollen's hoffen, Kind, wollen's hoffen. Nun schlaf nur weiter. Auf Wiedersehen!"

Er schloß die Tür, nahm draußen seinen Hut vom Haken und schritt die Treppen hinab.

Er ging durch die Straßen, den schmalen Kopf ein wenig zwischen die Schultern steckend, und blickte sich von Zeit zu Zeit ängstlich um, als fürchtete er, daß ihm jemand auf seinen Wegen folgen könnte. Vor einem großen, mit einem kuppelartigen Dach versehenen, breitgestreckten Hause blieb er stehen, ging dann an dem Hauptportal vorbei, klomm eine schmale, dunkle Treppe empor und trat in ein niedriges Zimmer, in dem schon ungefähr ein Dutzend älterer und jüngerer Männer versammelt war und wartete. Zwischen diese Gestalten schob Herr Theodor Riehl seinen schmalen Körper, blieb gleich den anderen wartend stehen und neigte den Kopf voll Ergebung noch tiefer, als harrte er geduldig und demutsvoll auf ein hartes Schicksal, dem er nicht zu entrinnen vermochte.

Indessen hatte Olga Riehl noch fast zwei Stunden im tiefen, erquickenden Schlaf gelegen. Ihre Lippen lächelten leicht im Traum, so daß ihr zartes Gesichtchen dem eines Kindes glich, das in seinem Traum all die heimlich gewünschten Herrlichkeiten unter jenem Weihnachtsbaum liegen sieht. Dann schlug sie die Augen auf, blickte in der Stube umher und besann sich langsam auf die Wirklichkeit. Schnell zog sie sich an und eilte zur Wohnungstür. Auf dem Boden schimmerte etwas Weißes. Es war ein Brief, den der Postbote unter der Tür hindurchgeschoben hatte, weil ihm auf sein Klingeln niemand öffnete. Olga riß den Umschlag auf, und ihre Züge verklärten sich während des Lesens vor Freude. Das Haindorfsche Konservatorium-Komitee ließ ihr schreiben, daß man auf Grund ihrer Bewerbung mit ihr in persönliche Unterhandlung treten wolle, und daß sie sich zu einer Rücksprache in der Sprechstunde einfinden möchte.

Das war ein gutes Zeichen, war fast schon eine Anstellung. Nun wurde alles wieder licht. Sie würde es nicht leiden, daß der alte Papa schon so früh in die nebligen Straßen hinaus ging, in einem Bureau zu arbeiten, von dem sie nicht einmal wußte, wo es sich befand. Sie sah wohl, wie alt und eingefallen er in dem letzten, schlimmen Jahr geworden, in dem der Rest ihres einstigen kleinen Vermögens fast ganz aufgezehrt war. Er sollte den harten Dienst aufgeben, vielleicht zur Erholung ein paar Wochen aufs Land gehen, und sie selbst, sie selbst konnte sich dann auch wieder allerlei Hübsches gönnen, konnte einmal ins Konzert und ins Theater, konnte wieder die feinen, kleidsamen Schleier tragen und die zierlichen Halbschuhe, konnte sich all die kleinen Nichtigkeiten gönnen, die ein hübsches Mädchen noch hübscher machen, und die sie sich so lange versagen mußte.

Das Ahnungsvermögen hatte Olga Riehl nicht getäuscht. Man hatte sie wirklich mit einem guten Anfangsgehalt engagiert. O, das viele Geld, das einstmals Papa und Mama sorgenvoll für sie ausgegeben, um ihr musikalisches Talent von ersten Lehrern ausbilden zu lassen, war nicht verloren. Jetzt trug es reichlich Zinsen, half ihnen aus der Not empor.

Olga Riehl schritt in ihrem dunkelblauen Jackenkostüm und dem breiten, einfachen, weißen Strohhut mit schwarzer Schleife fröhlich dahin. Viele sahen lächelnd dem hübschen Mädchen nach, freuten sich an den blitzenden braunen Augen und dem blonden Haar, das lockig und voll unter dem Hutrand hervorquoll.

Vor einem großen Obstladen blieb Olga stehen und ging nach kurzem Zaudern hinein. Oh, heute konnte sie sich und dem Papa schon ein paar Birnen und Aepfel gönnen, das große Glück mußte doch gebührend gefeiert werden.

Mit ihrem Früchteschatz ging Olga weiter. Am

Denksprüch.

Geschichte schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

in der offenen Mittoria sitzt ein — na, sagen wir ein Jägersmann so tip-top, daß Donnerwetter, ist es denn schon so spät, daß die Photographen offen haben?" Denn der wollte sich ihrer Spur, die Hippe geschultert und mit scheußlichem Grinsen. Mit der annehmenden Hitze war es stiller geworden in den Wagen. Einige waren sogar eingeschlafen, deren Habe; auch der eigenen Rasse schonten sie nicht, der eigenen Landsleute. Das mußten ja ganze Halunken sein. Es dachte Schürmer, während in der Weite die

Wohnungsnot.

Sieben Kinder, welch ein Segen,
Sieben Kinder, welche Wonn,
Sieben Schirme für den Regen,
Sieben Hüte für die Sonn.

Sieben Paar gesohlte Schuhe,
Vierzehn Strümpfe an der Zahl,
Hosen, Schürzen, das Getue
All gezählt zu siebenmal.

Siebenmal ein kleines Plätzchen,
Wo sie schlafen weich und warm,
Und das allerkleinste Schätzchen
Nimmt die Mutter in den Arm.

Sieben Buttern in der Frühe
Siebenmal gezählt mal drei,
Welche Arbeit, welche Mühe
Und das Frühstück auch dabei.

Sieben Teller auf dem Tische,
Wenn es so zum Mittag geht,
Sieben kleine hungerige
Plappermäulchen sind nicht blöd.

Der will Fleisch und jener Suppe,
Jeder will der Kühnste sein,
Und das kleinste mit der Puppe
Kräht vor lauter Lust darein.

„Eßt nur, Kinder, laßt's euch schmecken",
Sagt der Vater, denkt dabei,
Daß so sieben munt're Recken
Eine helle Freude sei.

Doch der Hausherr, unverständig,
Brummt und knurrt ob dem Getön,
Und er räsoniert unbändig,
Wenn so vierzehn Beine geh'n.

Und die Tränen heimlich rinnen
Und die Herzen sind bedrückt,
Und die Kinder jauchzen drinnen,
„Nächsten Mai wird ausgerückt!"

Alle Türen sind verschlossen,
Ueberall wird der Bescheid:
„Nein, wir suchen für die Wohnung
Stille, kinderlose Leut,

Sieben Kinder, sieben Engel,
Siebenmal vergelt dir's Gott!
Manchmal macht ein einz'ger Bengel
Schier ein ganzes Haus zu Spott."

Sieben Kinder, lieber Brumser,
Sagt die gute alte Zeit,
Das sind sieben Vaterunser,
Aber, ach, wie ist es heut?

Daß so sieben Kinder leben,
Und sich ihrer Jugend freu'n,
Muß es gute Hausherr'n geben,
Die nicht: „Fort mit Blagen!" schrei'n.

Luise Himmelmann.

Auf den modernen Bildungsschwindel

kommt Prof. Dr. Wolf in den „Flugschriften des Vaterländischen Schriftenverbandes" zu sprechen: Der Bildungsschwindel ist eins der größten Hemmnisse für nationales Leben: die Vorliebe für alles fremde, die Ueberschätzung des theoretischen Wissens, die Erziehung zum wandelnden Konversationslexikon, die Kunstheuchelei.

Wer ist denn in Wahrheit gebildet und wer ungebildet? Ungebildet wollen wir den nennen, der weiter nichts ist als eine Maschine, die aufgezogen wird und so lange läuft wie das Räderwerk zuläßt: mag er zur Masse der Menschen gehören oder zu den oberen Zehntausend. Dagegen gilt uns jeder für gebildet, der als lebendiger Organismus mit Umsicht und Verstand seinen Beruf ausführt und ausfüllt. Zwar wird man verschiedene Stufen und Grade der Bildung unterscheiden müssen, aber wir achten und schätzen jeden, der ein gesundes Glied unseres Volkes ist, der als Gatte und Vater für seine Familie sorgt, der an dem Gedeihen von Stadt, Kirche, Volk und Staat tätigen Anteil nimmt. Bildung ist nicht bloß Wissen, sondern noch viel mehr, Wollen und Handeln; vergessen wir nicht, daß Schaffensfreude, Charakter und Herzensbildung mehr wert ist als alle Weisheit der Welt!

Die höchste Bildung besteht darin, daß wir im wahrsten Sinne der Wortes Menschen werden, daß wir, nicht durch Dressur, sondern von innen heraus unsere Anlagen und Fähigkeiten frei zur Entfaltung bringen, daß wir Rechtschaffenheit, Mut und Ehrliebe besitzen und unsere sinnlichen Triebe bändigen, sobald sie die organische Entwicklung hemmen. Wir können aber nicht anders Mensch sein, als indem wir von Grund aus deutsch sind. Menschheitsbildung erlangen wir nur durch deutsche Bildung. Auch wenn wir französisch und englisch, lateinisch und griechisch lernen, so hat das nur Wert, insofern dadurch unser Streben nach deutscher Bildung, nach Menschheitsbildung, gefördert wird.

)(Abdul Asis im Glück.

Abdul Asiz, der entthronte Sultan von Marokko, zählt zu den wenigen Fürsten, die der verlorenen Macht und dem verlorenen Glanze des Herrschertums nicht nachtrauern. Ja, er ist glücklich und froh wie nie, will von marokkanischer Politik nichts mehr wissen, und hat nun eine Vergnügungsreise nach Europa angetreten. In seinem fleckenlosen weißen Gewande, ein frohes Lächeln auf den Lippen, ist er in Gibraltar gelandet und macht kein Hehl daraus, daß das Leben eines Exsultans von Marokko schöner ist als das eines Sultans. Er geht nach Lissabon, dann nach Brüssel, und was weiter geschehen soll, mögen Lust und Laune gebieten. Vergnügen sucht er, sechs Wochen lang nur Vergnügen. Die Engländer haben den einstigen Beherrscher von Marokko voll Entgegenkommen aufgenommen, und er besichtigte am zweiten Tag gleich die Militärstrafanstalt. Doch es wollte ihm nicht in den Kopf hinein, warum man die Sträflinge nicht in Käfige steckt, und als er die Gefangenenkost sah, schüttelte er verständnislos das Haupt. „Wenn wir in Marokko solche Gefängnisse hätten, wären die Straßen immer menschenleer und die Gefängnisse überfüllt." Später besuchte er das Militärhospital, und man führte ihn auch in den Saal, wo die X-Strahlen angewandt werden. Aber als er seine Hand gegen die Scheibe legte und seine eigenen Knochen sich bewegen sah, packte ihn Furcht und Grausen: er wandte sich schleunigst zur Tür. Als er wieder im Tageslicht stand, blickte er mit liebevoller Sorge auf die durchleuchtete Hand, als wolle er sich überzeugen, daß sie wirklich noch da sei. Als er dann in den Werften die Dampfsägen am Werke sah, die wie spielend Metall und Eisen durchschneiden, schüttelte Abdul Asis ratlos den Kopf. „Nein!" rief er ein über das andere Mal, „hier schneidet man ja das Metall so leicht wie bei uns daheim die Butter."

Von seltsamen Uhren u. ihre Geschichte.

Es gibt wohl kaum eine Industrie, in der die Phantasie und die Erfindungsgabe des Menschen sich so rastlos betätigt hat, wie in dem altehrwürdigen Berufe der Uhrmacherkunst. Seit den längst verklungenen Zeiten, da der Mensch aus dem Schatten eines Baumes oder Berges die Tageszeit zu erkennen suchte, haben kluge Köpfe künstliche Mittel zur Zeitbestimmung gesucht, gefunden, verfeinert und fortgebildet. Die alten Aegypter sollen ihre Obelisken als Sonnenuhren benutzt haben, und der große Obelisk von Luor, der heute in Paris die Place de la Concorde ziert, war nichts anderes als ein gewaltiger Zeiger, der den Aegyptern die Stunde verriet. Aber mit der Zeit lernte man erkennen, daß diese Uhren von den Witterungseinflüssen zu sehr abhängig waren; wenn Wolken den Himmel bedeckten, versagte ihre Genauigkeit, und erfinderische Mechaniker sannen auf künstliche Mittel, um diesem Uebelstande abzuhelfen. So entstanden die Sonnen- und Wasseruhren; zu der nüchternen Zweckmäßigkeit gesellte sich bald die Kunst, die Apparate wurden ausgeschmückt, sinnvolle Mechanismen angefügt, und es wurden allerlei seltsame Meisterwerke der Uhrmacherkunst geschaffen, von denen eine französische Wochenschrift Interessantes erzählt. Die berühmte Wasseruhr, die Harun al Raschild Karl dem Großen zum Geschenke machte, wurde von den Zeitgenossen als ein Wunderwerk bestaunt. Sie war aus Bronze gefertigt, kunstvoll vergoldet, zeigte auf einem Ziffernblatt die Stunden, und immer, wenn eine Stunde verstrichen war, fiel eine entsprechende Anzahl von kleinen Eisenkugeln auf eine Glocke, sodaß die Uhr ein regelrechtes Schlagwerk besaß. Wenn dann der Stundenschlag ertönte, öffneten sich zwölf kleine Fenster, ein Ritter trat aus jedem hervor, vollzog eine gewisse Anzahl von Bewegungen, und verschwand dann wieder im Innern des Mechanismus. Im mittelalterlichen Gerichtswesen spielte die Wasseruhr eine besondere Rolle, ein bestimmter Beamter hatte die Aufgabe, den Lauf der Wasseruhr zu überwachen, und wenn die festgesetzte Zeit abgelaufen war, kündete der Beamte mit einem kurzen Schlage dem Advokaten an, daß er nun sein Plaidoyer zu beenden habe. Kein Wunder, daß die Advokaten der alten Zeit keine Freunde der Wasseruhr waren und bei ihren feurigen oder gelehrten Tiraden stets angstvoll nach dem Wasserglas schielten, um abzumessen, wann ihrem Redeschwall das letzte Stündlein schlagen würde. Als dann die Uhrmacherkunst so weit fortgeschritten war, daß sie durch eigene Triebwerke die Uhren im Gang halten konnte, entstanden jene phantastischen Turmuhren des Mittelalters, die die Bürger zu staunender Bewunderung hinrissen. Denn man begnügte sich nicht mit dem Stundenschlag, oben am Turme tauchten seltsame Gestalten auf, oft zogen ganze Prozessionen vorüber, um den Stundenabschluß anzukündigen. Dem Geist der Zeit entsprechend waren es meist religiöse Motive, man sah die drei Weisen aus dem Morgenlande, die alle Stunde zur Jungfrau kamen und niederknieten, bisweilen aber auch geharnischte Ritter, mit Speer und Schwert aufeinander losgehend und durch Stiche und Hiebe die Stundenzahl anzeigend. Bei der berühmten Turmuhr von Lund in Schweden erklangen bei dem Erscheinen der drei Weisen schmetternde Fanfaren, die Könige brachten ihre Geschenke dar, und dann plötzlich verschwand wie durch einen Spuk wieder die ganze Erscheinung im Gehäuse. Von der altehrwürdigen Straßburger Münsteruhr erzählte man denn auch allerlei geheimnisvolle Legenden, und im Volke raunte man sich zu, daß die Ratsherren den Meister der Straßburger Uhr nach Vollendung seines Werkes blenden ließen, damit er für keine andere Stadt der Welt ein solches Wunderstück herstellen könnte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts fertigte Burdeau für Ludwig XIV. eine Meisteruhr an: da sah man den Sonnenkönig auf seinem Throne sitzen, und alle Stunden kamen genaue Nachbildungen aller europäischen Fürsten, um sich vor Ludwig bis zur Erde zu verneigen. Besonders Wilhelm III. von England, dessen Stolz den Sonnenkönig einst verletzt hatte, mußte sich bis tief in den Staub neigen. Die Uhr wurde dann öffentlich dem Publikum gezeigt, aber eines Tages ereignete sich ein Zwischenfall. Eine der Federn im Werke löste sich los, schleuderte Ludwig XIV. von seinem Throne, und zwar gerade vor die Füße des aufrecht stehenden Wilhelm III. Am Hofe sah man darin eine Intrigue des Uhrmachers, und der arme Burdeau mußte in die Bastille wandern und erhielt mehr Zeit als ihm lieb war, um darüber nachzudenken, wie er seine Uhr hätte besser regulieren können. In Chicago existiert eine merkwürdige moderne Turmuhr, die eine genaue Darstellung der Verhandlungen gegen den Präsidentenmörder geben, der im Jahre 1881 Garfield tötete. Alle Stunde wird dies vorgeführt, zum Schluß sieht man den Uebeltäter am Galgen baumeln, die ganze Vorstellung dauert nicht weniger als 50 Minuten.

Eine Statistik über die Abnahme des Verbrechens.

„Das Verbrechen als ein Beruf ist im Niedergang", das ist das Ergebnis des soeben erschienenen Berichtes der Londoner Polizeibehörden über das Jahr 1909, der eine Fülle interessanter Zahlen zusammenstellt. Die Statistik zeigt, daß die meisten Diebstähle und Einbrüche zur Nachtzeit und zwar zwischen 2 und 6 Uhr morgens verübt werden, aber zugleich erfährt man, daß die Zahl der Einbrüche trotz des gewaltigen Anwachsens der Londoner Metropole in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist. Es sind schlechte Zeiten für die Einbrecher, die Waffen der Polizei haben sich bereichert und verfeinert, und verhältnismäßig wenig Verbrecher entkommen heute noch dem Arm der Gerechtigkeit. Noch im Jahre 1870, als London eine Bevölkerung von 3 618 992 Seelen zählte, wurden insgesamt 19 095 Diebstähle und Einbrüche verübt. Trotz allen Eifers der Polizei konnte kaum die Hälfte der Täter gefaßt werden. Im Jahre 1909 verzeichnete man in dem ungleich größeren London 17 982 Diebstähle und Einbrüche, davon wurden in nicht weniger als 13 322 Fällen die Täter nach kurzer Zeit ergriffen und der Bestrafung zugeführt. Aber wenn heute ein Einbruch gelingt, fallen dem Täter in der Regel auch größere Wertobjekte in die Hände wie früher. Im Jahre 1870 betrug der Wert der gestohlenen Gegenstände in Großlondon 1 584 440 Mk., im Jahre 1909 aber, trotzdem die Zahl der „Fälle" geringer war, nicht weniger als 2 664 420 Mk. Doch in der gleichen Zeit ist der Anteil der wiedererlangten Gegenstände statistisch sehr gewachsen; während noch im Jahre 1870 von den gestohlenen Geldern und Gegenständen nur 394 480 Mk. den Eigentümern wieder zurückgegeben werden konnten, ist im Jahre 1909 die Zahl auf 859 680 Mk. angewachsen.

Straßendamm blieb sie stehen, weil knapp vor ihr ein Wagen vorbeifuhr. Sie blickte über den breiten Platz hinüber.

Was kam denn da daher und leuchtete rot und gelb in der Sonne? O, jetzt sah sie es genauer. Es war eine Schar Männer, denen über Brust und Rücken große, grellbedruckte Reklameplakate hingen. Was gab es nur anzupreisen? Die zwölf Männer schritten immer näher auf sie zu. Es waren zum Teil junge, arbeitsscheue Burschen und Hausknechte und Boten, die zurzeit stellungslos sein mochten und sich auf diese Weise über Wasser hielten.

Aber der eine da in der Mitte, das war ja schon ein alter Mann. Wie tief er den Kopf gesenkt trug! Jetzt hob er ihn ein wenig.

Herr des Himmels, das war ja ihr Vater!

Sie schrie auf und wurde totenblaß. Bei ihrem Schrei richtete er das Haupt empor und sah sie an mit einem Blick, so voll Trauer und Güte und Leid, daß ihr Herz erbebte. Dann senkte er stumm wieder den Kopf und schritt weiter. Auf seinem Rücken sah Olga ein großes Plakat, auf dessen rotem Grunde in gelben Riesenbuchstaben stand:

Zirkus Gruner. Nur noch drei Wochen! Sensationell! Auftreten der weltberühmten Schulreiterin Carmen Neander. Der Clown Bob Smith mit dem boxenden Känguruh und andere hervorragende Attraktionen. Zum Schluß: Die Steppenreiter. Großes Manege-Schaustück. Jeden Abend ausverkauft. Sensationell! Nur noch drei Wochen!

Der letzte der zwölf Männer war schon lange in der nächsten Straße verschwunden, und noch immer stand Olga wie festgewurzelt an ihrem Platz. Ihr vorher so lebhaftes Gesicht mit den rosigen Wangen war blaß und tiefernst, und die fröhlichen Augen blickten teilnahmlos und starr geradeaus. Endlich raffte sie sich zusammen und ging weiter. Dort war die Hauptstraße mit ihren schönen Läden. Hier standen Rosen in hohen Kristallvasen und Schalen voll Veilchen und Stiefmütterchen; daneben gab es moderne Kleider, dann Lampen und Kronleuchter, dann Kunst- und Bronzegegenstände. Olga zwang die Augen in die hohen Läden hinein, wollte die Blumen, die Kleider, die Lampen, die Bronzefiguren betrachten und sah doch nichts als einen langen Zug von zwölf Männern, denen über Brust und Rücken die großen Reklameplakate hingen, und unter ihnen, gesenkten Blickes, im weißen Haar ihr feiner, lieber Vater! Er hob das Auge und sah sie an, und dieses traurige, gütige, milde Vaterauge sagte: „Für dich, mein Kind, auch dies!"

O, jetzt verstand sie alles! Darum sein verlegenes Ausweichen, wenn sie sich nach dem Bureau erkundigte, in dem er zu arbeiten vorgab. Wer würde auch den alten Mann noch in seinen Dienst nehmen? Sie sah ihn im Geiste von Geschäft zu Geschäft gehen, bescheiden in den Vorräumen warten, überall abgewiesen werden, nur in dem Zirkus nicht, dessen Leuten es ganz gleichgültig war, wer da im Zuge mitmarschierte und ihre Reklamen durch die Straßen trug.

Die niedrigsten Dienste hatte er auf sich genommen, damit sie nicht hungere, derweil sie auf eine Anstellung wartete. Die Tränen stiegen ihr empor, und sie hinderte es nicht, daß sie ihr am hellichten Tage mitten auf der Straße über die Wangen rollten.

Sie eilte hastig ihrem Hause zu. O, wäre sie nur daheim! O, wäre es nur schon dunkel, und sie hörte auf der Treppe den liebsten Schritt, und sie öffnete die Tür und umfaßte ein weißes Haupt und flüsterte: „Dank für deine große, große Liebe! Jetzt aber setze dich nieder und ruhe aus. Jetzt steuere ich unser Boot durch die Wellen hindurch!"

Der Herzog als Lokomotivführer.

Als in den letzten Tagen der große Eisenbahnerstreik das wirtschaftliche Leben Frankreichs bedrohte, befand sich unter den Ausständigen auch ein Lokomotivführer, der seinem Rang, seinem Vermögen und seiner sozialen Stellung nach aus der Menge der Streikenden herausragen mußte. Das war der Herzog von Saragossa, spanischer Grande und Vertreter eines der ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechter seines Vaterlandes. Der Herzog besitzt in Spanien ausgedehnte Güter, verfügt über ein sehr großes Vermögen, aber alle Lebensbequemlichkeiten, die Stand und Besitz ihm bieten, hat er beiseite geschoben, um einem romantischen Zuge seines Wesens folgend, das Leben eines gewöhnlichen Lokomotivführers zu führen. Er steht bei einer der französischen Bahngesellschaften ordnungsgemäß in Dienst und Sold und ist mit dem selbstgewählten Berufe zufrieden wie wenige. Einem Interviewer erklärte er vor einigen Tagen, daß er von Jugend auf von den Lokomotiven gleichsam fasziniert worden sei; er nannte die Lokomotive „die erhabenste Erfindung des Menschengeistes". Ursprünglich hatte er auf seinen Gütern eine kleine Bahn bauen lassen, um dort Lokomotivführer zu spielen, aber seit zwei Jahren hat er sein Vaterland verlassen, um in Frankreich regelrecht eine Stellung anzunehmen. Die Tage des Streiks waren ihm Tage der Trauer, denn er mußte so lange seine geliebte Maschine ruhen lassen; nun aber steht er wieder im Führerhäuschen, hantiert mit Hebeln und leitet seinen Zug sicher über den Schienenstrang. Nur seine weißen gepflegten Hände verraten noch den Aristokraten.

** Ein Apachenduell um die „schöne Helena".

Nicht um Geld und Gut allein zücken die gefürchteten Pariser Apachen ihre Dolche und Messer. Ein blutiges Drama, bei dem diesmal kein friedfertiger Bürger als Opfer fiel, versetzt Paris in Aufregung. Der Apachenball, den am Montag Abend eine Anzahl dieser schnell fertigen Messerhelden in einer verrufenen Kneipe in Saint-Denis mit wilden Tänzen begann, endigte mit einem grausigen Zweikampf auf Leben und Tod in nächtlicher Straße. Die Königin der Orgie, die Schöne, um die das Blut floß, war Casquet d'Or II., „Helena mit dem goldenen Haar", die alle Apachen kennen und vergöttern und um deren willen schon 50 oder mehr blutige Zweikämpfe ausgefochten wurden. Zwei „Kavaliere" hatte sie für den Abend erwählt, „Ferdinand den Großen", einen der gefürchtetsten Verbrecher der Seinestadt, und den kleinen „Jojo", der dem Nebenbuhler an düsteren Heldentaten nicht nachsteht, gegenwärtig aber seine Dienstpflicht als Soldat erfüllt und in Uniform zu dem Feste der Genossen erschienen war. Beide haben schon ihre ersten Gefängnisstrafen hinter sich, aber Jojo durfte trotzdem in Paris dienen und hatte für den Abend Urlaub erhalten. Der Ball war zu Ende, die Menge der Tänzer ergoß sich bereits in die stillen Straßen, als Ferdinand der Große gewahr wurde, wie Jojo auf die schöne Helena zuging und ihr auf einem Teller Kuchen reichte. Plötzlich stand er neben der umstrittenen Schönen. „Du kommst sofort hinaus und bringst ihn mit!" zischte er durch die Zähne. Im Saale entstand Totenschweigen. Ferdinand und Jojo, beide wilde, leidenschaftliche Gesellen, würden sich messen. Die zwei Polizisten, die im Saale die Aufsicht führten, sahen und hörten nichts. Sie wußten, daß eine Einmengung bei der Uebermacht der Apachen Wahnsinn und Selbstmord war. Wortlos gruppierte sich die Schar auf der Straße, ein Viereck bildete sich. „Aus dem Weg, ich habe ein Wort mit Helena zu reden." Ferdinands Hand fuhr in die Tasche, aber das Weib stürzte sich auf ihn wie eine Tigerin, sein Schuß ging in die Luft und streifte nur ihre Schulter. Schweigend riß Jojo die Halsbinde seiner Uniform herunter, umwickelte seine Hand und zog sein Bajonett. Ohne ein Wort, ohne Lärm begann der stumme Kampf. Die beiden Schutzleute, die kaum 70 Meter weit davon auf der Straße standen, hörten nichts und wußten nicht, was vorging. Der eine der Kämpfer gleitet aus, zieht blitzschnell den Revolver; aber die Kugel geht fehl. Als er wieder aufspringt, hat Jojo auch einen Revolver gezogen, drei Schüsse blitzen durch die Nacht, und Ferdinand der Große sinkt tot in seinem Blute auf das Pflaster. Drei Sekunden später ist die Menge spurlos verschwunden. Als die beiden Polizisten zur Stelle kommen, liegt nur die blutige Leiche auf der Straße. Erst am nächsten Tage konnte der Mörder festgenommen werden. Die schöne Helena und eine Freundin, die einzigen sicheren Zeugen des Kampfes, mußten wieder entlassen werden. Und auch Jojo, dem Soldaten, wird nichts geschehen. Die Zeuginnen haben bekundet, daß er in Notwehr handelte. Ja, als Soldat hat er sogar das Recht des Waffentragens, das Gesetz bietet keine Handhabe, und er wird frei ausgehen.

Allerlei.

Fritz Reuters Mutter. Es ist eine durch die Jahrhunderte erhärtete Tatsache der Geschichte, daß deren bedeutende Persönlichkeiten gerade besonders seelenstarke oder seelenreine Frauen zur Mutter hatten. Dies darf auch von der Mutter Fritz Reuters gelten, dessen 100. Geburtstag am 7. November ganz Deutschland in dankbarer Erinnerung beging. Die Frau Bürgermeisterin Johanna, eine Tochter des Bürgermeisters Oelke zu Triebsees in Vorpommern, geboren am 25. Juli 1787, war, wie der Biograph Warncke erzählt, eine weichmütige, nachsichtige Frau, aber sie war auch heldenmütig, denn so trug sie das schwere Leiden, das sie im Jahre 1812 nach der Geburt von einem zweiten Sohn befallen und sie vollständig gelähmt hatte. Mit doppelter Sorge wachte sie über ihrem Fritz, der in herzlichster Liebe an ihr hing. Es liegt ein Brief eines Verwandten von ihr nach ihrem frühen Tode vor, aus dem man ersehen kann, „wat för' ne grote Seel in desen swaken Liw sin' Wahnung hadd', wo Gottvertrugen un Leiw tau Mann un Kinner ih ganzes Wesen utfüllten". Von diesem Gottvertrauen Johanna Reuters, das dann auch in so schönem Maße auf ihren Sohn Fritz überging, besitzen wir aber auch noch ein edles Selbstzeugnis. Sie schrieb einmal: „Oft sehnte ich mich in einer frommen Stimmung nach Gelegenheit, meine Tugend beweisen und meine redliche Denkart an den Tag legen zu können; ach, und ich bedachte nicht, wie ich täglich und stündlich in tausend Kleinigkeiten dazu aufgefordert sei!? Warum sollte Gott mich über viel setzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu sein verstand? War meine Begierde nach frommen Taten wohl ganz rein, oder nicht vielmehr ein Trieb, vor anderen und vor mir selbst zu glänzen?" O mein himmlischer Lehrer, mein Wegweiser zu Gott, mein Heiland, nun erst habe ich dich verstanden!" — Und im Blick auf ihr Leiden äußerte sie sich ein andermal: „Wehe mir, daß ein solches Schicksal mir widerfahren muß!— Nicht doch, sondern: Wohl mir, daß ich trotz dieses Schicksals kummerlos bleibe, weder von der Gegenwart gebeugt, noch von der Zukunft geängstigt! Hätte ja doch so etwas jedem anderen widerfahren können. ... Es ist kein Unglück, aber es edel zu dulden ist Glück." — Wahrlich, die würdige Mutter eines großen Sohnes! F. K.

Selbstmord eines in Schulden geratenen 15jährigen Schülers. Ein 15jähriger Tertianer aus Berlin, der in einem Haselberger Pensionat untergebracht war, hatte in verschiedenen Geschäften Schulden in Höhe von 3000 Mark gemacht. Da er Vorwürfe seiner Eltern befürchtete, versuchte er, durch einen Schuß in die Schläfe seinem Leben ein Ende zu machen. Dabei verletzte er sich an den Augen so schwer, daß die Aerzte befürchten, er würde die Sehkraft auf beiden Augen verlieren.

Durch Brunnengase erstickt. Bei einem Brunnenbau in Abbau Lank (Ostpr.), den der Brunnenmacher Scharmacher ausführte, wurde sein Arbeiter auf dem Grunde des Schachts besinnungslos. Sch. ließ sich herab, um ihn zu retten, wurde aber gleichfalls bewußtlos, und beide erlitten den Erstickungstod.

Vor seiner Trauung tötete sich in Kufstein in Tirol ein Gendarmerie-Wachtmeister mit seinem Dienstgewehr. Die schon in vollem Hochzeitsstaate wartende Braut liegt schwer krank darnieder.

Drei Hochzeiten an einem Tage! Die Silber-Hochzeit feierte der Wirt Hiekel in L.-Kleinzschocher mit seiner Gattin. Gleichzeitig hielten am selben Tage die beiden Töchter des Jubelpaares grüne Hochzeit.

Die Münchener Entführungsgeschichte hat jetzt auch zu einem Haftbefehl gegen einen älteren der Tennisspieler Gebrüder Kleinschroth geführt, der seinen Freund, den Studenten Pätzl, Sohn des verstorbenen Generalarztes und die von ihm entführte 20jährige Tochter Greti, des Rechtsanwalts und Justizrats Max Röttger aus Aachen im Automobil zuerst nach Innsbruck gebracht hat. Von dort ist das Paar auf Umwegen über die Südküste, Paris nach London gereist, wohin die Eltern des Mädchens gefolgt sind.

Die Feldzugskarten haben 1870—71 auf französischer Seite bekanntlich eine humoristische Rolle gespielt. Die Offiziere hatten wohl Karten von Deutschland, aber nicht von Frankreich. Einen noch originelleren Beitrag dazu erhält die Berliner Tgl. Rdsch. In den ersten Tagen nach der Kriegserklärung 1870 erschien in einem südpfälzischen Dorfe nahe der Lothringer Grenze eine französische Patrouille. Sie sollte eine Karte der Pfalz auftreiben und suchte zunächst im Schulhause. Rasch fand sich, was man wünschte, und froh und stolz zogen die Mannen mit ihrem Beutestück über die Grenze zurück. Wie staunte aber der Lehrer, in dessen Abwesenheit der Raub geschehen war, als er nachher unberührt und wohlbehalten seine Karte der Pfalz an der Wand hängen sah, während die von Palästina verschwunden war. Sie hatten Palatinat (Pfalz) und Palästina verwechselt.

Reiche Stiftung. Der verstorbene Ehrenbürger der Stadt Cronberg, Wilhelm B. Bonn, vermachte außer verschiedenen anderen Spenden dem Cronberger Versorgungsfonds 75 000 Mark.

Im Schwimmbad tödlich verunglückt. Im städtischen Schwimmbad zu Frankfurt a. M. erlitt der Bautechniker Ludwig Kiefer aus München bei einem Kopfsprung einen Bruch der Wirbelsäule und starb nach kurzer Zeit.

Stiftung. Bankier Adolf Kahn in Pforzheim hat aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit dem Stadtrat in Pforzheim 10 000 Mk. überwiesen. Die Zinsen sollen je zur Hälfte der Ferienkolonie und der Unterstützung unverschuldet in Not geratener kaufmännischer Beamten zugute kommen.

Selbstmord am Hochzeitstage. In Kufstein hat sich der dort stationierte Gendarmeriewachtmeister Naier mit seinem Dienstgewehr erschossen, als vor dem Hause schon der Wagen stand, der ihn zur Trauung mit einer Bürgerstochter aus Kramsach bringen sollte. Als man der bedauernswerten Braut, die schon im Hochzeitskleide auf ihren Bräutigam wartete, die Unglücksbotschaft überbrachte, fiel sie vor Schrecken in Ohnmacht Ueber das Motiv des Selbstmordes fehlt jede Vermutung.

Selbstmord eines zum Tode Verurteilten. Der Mädchenmörder Mamlas aus Domb wurde vom Schwurgericht Beuthen wegen Ermordung eines 16jährigen Mädchens, mit dem er ein Liebesverhältnis unterhalten hatte, zum Tode verurteilt. Nach Verkündigung des Todesurteils wurde der Delinquent nach seiner Gefängniszelle zurückgebracht und wurde nach 5 Minuten tot in der Zelle aufgefunden; er hatte sich mittels eines Leibriemens erhängt.

Raubmord. In der Nähe von Gleiwitz wurde der Kutscher Brasik der Skobelbrauerei überfallen, vom Wagen gezerrt, beraubt und ermordet. Wie der Leichenbefund ergeben hat, hat zwischen dem Opfer und dem Räuber ein erbitterter Kampf stattgefunden.

Ein verfehltes Leben. Nach Verbüßung von 45 Jahren Zuchthaus wurde der Arbeiter Gauschy aus Mühlhausen im Elsaß begnadigt, der seinerzeit einen Kameraden getötet hatte, um ihn zu berauben. Das Schwurgericht des Oberrhein verurteilte ihn deswegen zum Tode, aber Napoleon III begnadigte ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Das geschah im Jahre 1865. Gauschy wurde nach Neukaledonien gebracht, wo er 1871 für Deutschland optierte, da er hoffte, auf diese Weise seine Freiheit wiederzuerlangen. Er wurde infolgedessen an das Deutsche Reich ausgeliefert und dem Zuchthaus zu Ensisheim zugeführt, wo er bis zu seiner vor kurzem erfolgten Begnadigung blieb. Er wäre schon früher begnadigt worden, wenn er nicht in der Strafanstalt mehrere Fluchtversuche unternommen hätte, die aber alle mißglückten. Jetzt hat der ehemalige Zuchthäusler für den Rest seines Lebens im städtischen Armenhaus in Mühlhausen Aufnahme gefunden.

Selbstmord einer Lehramtskandidatin. An der Grazer Universität hat sich eine 24jährige Lehramtskandidatin vergiftet, weil sie die Prüfung in der Mineralogie nicht bestand. Als sie den Prüfungssaal verließ, trank sie ein Fläschchen Zyankali aus. Sie ist die Tochter eines Bezirksrichters in Innsbruck.

Aus Rache ein Kind ermordet. Auf einem Neubau in dem russischen Grenzort Lenczyce stritten sich der Bauherr und einige Maurer wegen einer Lohnfrage. Einer der Leute wollte dem Bauherrn aufpassen und ihn dann ermorden, doch wurde dem Bedrohten dies von einem achtjährigen Knaben hinterbracht. Aus Rache über den vereitelten Mordplan stürzte sich der vertierte Mensch auf das harmlos spielende Kind und erstach es mit dem Messer.

Bei dem Sturm an der norwegischen Küste sind 10 Schiffe untergegangen. 50 Personen sollen umgekommen sein.

Ein Antrag des Wiener Giftmörders Hofrichter auf Wiederaufnahme seines Verfahrens ist abgelehnt. Es lag auch gar kein Grund hierfür vor.

Ein unglücklicher Millionär, der Newyorker Brauer Anton Schwartz, hat sich in einem Hotel erschossen, weil sein einziger Sohn gestorben war.

Die Frau mit der größten Familie der Welt. Mrs. Jane Morris aus Jackson County in Kentucky wird bald ihren 87. Geburtstag feiern. „Tante Jane", wie der Volksmund sie getauft hat, ist die stolzeste Mutter der Welt, kann sie sich doch rühmen, nicht weniger als 518 direkte Nachkommen zu haben. Sie selbst hat 5 Söhnen und 10 Töchtern das Leben gegeben, und die Kinder haben der Mutter Ehre gemacht, denn der älteste Sohn hat 10 Kinder, die älteste Tochter 15, der zweite Sohn 14, der dritte 13, die zweite Tochter 16 Kinder usw. Und dazu treten nun die Urenkelkinder. Durch die Familie ihres ältesten Sohnes zählt Tante Jane heute 50 Urenkelkinder, durch die Familie ihrer Tochter Hanna gar 76. Insgesamt zählt Tante Jane heute 128 Enkel, 326 Urenkel und bereits 49 Ururenkel. Mit ihren 15 Kindern erreicht die Familie die stattliche Zahl 518.

Schwermütig geworden durch den Tod seiner jungen Frau ist ein Berliner Kaufmann. Er warf sein kleines Kind durchs Fenster auf den Hof und sprang ihm nach. Beide sind sehr schwer verletzt.

In Budapest schnitt ein Arbeiter seinen beiden jüngsten Söhnen die Kehle durch. Eifersucht auf seine Frau veranlaßte die Tat.

Die Mütter. In der Siegesallee in Berlin fragt die kleine Erika ihren Vater: „Papi, was sind das für Figuren?" — „Dies hier ist Friedrich der Große, dies sein Vater, Friedrich I., dies dies dessen Vater . . ." — „Papi, wo stehen denn die Mütter, die stehen wohl auf der anderen Seite?" — „Nein, mein Kindchen, den Müttern setzt man nur selten Denkmäler; die Hauptsache ist immer der Vater." — „Na, weißt Du, Papi, bei uns zu Haus ist aber Muttchen die Hauptsache. "— „Natürlich," stimmte der Vater etwas kleinlaut bei, „zu Haus wohl, aber draußen nicht . . ."

Aus der Schule. Lehrer: „Nun Fritz, nenne mir einmal die Stücke, in die unsere Reichsmünzen geteilt werden." — Fritz: „Das weiß ich nicht." — Lehrer: „Hast du denn nicht gesehen, in welche Stücke der Lohn geteilt ist, den dein Vater am Ende der Woche nach Hause bringt?" — Fritz: „Da wird gar nichts geteilt, den nimmt meine Mutter gleich ganz!"

Wie die Alten summen. Mama: „Aber Suse, was machst du denn für einen Heidenlärm! Sieh doch, wie ruhig Willy ist!" — Suse: „Natürlich ist der ganz ruhig; der ist aber auch jetzt der Papa, der gerade spät nach Hause kommt, und ich bin jetzt du!"



Der deutsche Kronprinz wird auf seiner Asienreise die wirtschaftlich und politisch bedeutendsten Reiche des aufblühenden Erdteils besuchen. Wenn er auch den ersten Teil seiner Reise incognito zurücklegt, wird er doch beim Betreten des indischen Bodens von den dortigen Behörden in seiner Eigenschaft als Thronfolger des Deutschen Reiches begrüßt und im weiteren Verlauf der bekanntlich durch ganz Indien sowie über Siam, China und dem Reich der aufgehenden Sonne nach dem letzten Bollwerk des Zarenreiches im fernen Osten, nach Wladiwostok führenden Reise überall mit den ihm zustehenden Ehren empfangen werden. Der Kronprinz wird dabei auch des öfteren Gelegenheit finden, sich über die militärischen Machtmittel der von ihm bereisten Staaten ein eigenes Urteil zu bilden.

Erst die beispiellosen Erfolge der Japaner im Mandschurei haben das allgemeine Interesse mehr als bisher den Herren Asiens zugewendet, auch die Umwälzungen in Persien, die ewigen Krisen in Indien, wo die Engländer wie auf einem Vulkan leben, lassen eine Uebersicht der Friedensheere, über welche die asiatischen Staaten verfügen, als besonders aktuell erscheinen.

An der Spitze der Heere Asiens steht das des Inselreichs Japan, in welchem in den letzten Jahrzehnten auf allen Zweigen des nationalen Lebens ein Wandel eintrat, wie ihn wohl kein zweites Volk in der Weltgeschichte jemals zeitigte. Britisch-Indien, welches mit seiner Armee der Zahl nach eigentlich an erster Stelle stehen müßte, kann in Wirklichkeit nicht annähernd die Zahl der japanischen Truppen erreichen, da in der Gesamtsumme die minderwertigen, irregulären Mannschaften enthalten sind. Es folgen ferner China mit 166 500, Russ. Asien mit ca. 100 000, Afghanisten mit 55 000 und Neapal mit 26 000 Mann regulärer Truppen, zu welchem bei letztgenanntem Staat noch etwa die gleiche Zahl an unregelmäßigen Truppen kommen. Persien, das wohl nun bald seine Selbständigkeit einbüßen dürfte, hat ein Heer von 24 500, die Franzosen in Asien 17 000, Siam 16 000, Omab 10 000 und der kleine Pufferstaat 6000 Mann regulärer Truppen.

Lokales.

Die Stadt Barmen hat sich dem Elektrizitätswerk Westfalen, dessen Sitz bekanntlich Bochum ist, insofern angeschlossen, als zwischen Westfalen und Barmen ein Vertrag zustande gekommen ist, der die Erbauung und den Betrieb einer **gemeinschaftlichen elektrischen Zentrale** bezweckt zur Versorgung der Stadt Barmen und der benachbarten Bezirke mit elektrischer Energie. Der Vertrag verpflichtet die Kontrahenten zur Mindestabnahme von 3 Millionen Kilowattstunden pro Jahr. Die Zentrale wird in Hattingen erbaut werden. Da sich das Interessengebiet des Elektrizitätswerk Westfalen nördlich bis Recklinghausen und südlich nunmehr bis Barmen erstreckt, so darf man diese Erweiterung des Tätigkeitsbereichs als einen Erfolg des Elektrizitätswerks Westfalen buchen, über den die an dem Werke beteiligten Städte und Landkreise nicht wenig erfreut sein werden. Für den Bau des Gemeinschaftswerkes sind mehrere Grundstücke in bester Lage und in einer Größe, die einen unbeschränkten Ausbau des Werkes gestattet, durch Vorverträge fest an Hand gegeben. Eine endgültige Wahl des Grundstückes wird in nächster Zeit erfolgen. Das Werk wird sofort für eine jährliche Energieabgabe von 20 bis 30 Millionen Kilowattstunden eingerichtet. Mit dem Bau soll schon im nächsten Frühjahr begonnen werden, damit das Werk im Herbst 1911 die Stromlieferung aufnehmen kann. Das Anlagekapital wird von der Stadt Barmen und dem Elektrizitätswerk Westfalen je zur Hälfte aufgebracht. Der Betrieb erfolgt auf gemeinschaftliche Rechnung, die Betriebskosten werden auf die Teilnahmer im Verhältnis der von ihnen abgenommenen Energiemengen verteilt. Die neue große Turbinenanlage in Hattingen wird ihren Platz etwa 4 Kilometer unterhalb der Riesenturbinenanlage des Bochumer Wasserwerks erhalten.

Versuchen Sie nicht

erst minderwertige Nachahmungen. Nehmen Sie gleich den bewährten echten **Kathreiners Malzkaffee!**

Der Gehalt macht's!

59

Wohnhaus
evt. auch ländl. Besitzung für sof. ges. Ausführl. Ang. u. v. Bes. u. A. 4423 an **Jak. Bowinckel, Elberfeld** erbeten. 7962

Wer verkauft Haus mit **gut. Geschäft?** Ort und Branche gleichgültig. Angeb. unt. **K. B. U. 993 an Rud. Mosse, Essen Ruhr** erbeten.

2 fast neue 6818
Mantelöfen
stehen billig zu verkaufen.
Hattingen, Friedrichstr 42.

Für Kolonialw.-Gesch.
Ein Ladenregal mit Schrank, 1 Theke, 1 Dez.-Wage, mehr. Oelbehälter u. s. w. billig zu verk. Wo, sagt die Geschäftsst. d. Z. in Hattingen u. Nr. 6817.

! Grundstücksbesitzer !
Wer ein Stadt- oder Land-**Grundstück** verschwiegen und günstig **verkaufen** will, wer **Hypothek- oder Teilhaber sucht,** sende sofort seine Adresse an den
Reichs-Central-Markt
Berlin W. 8, Unter den Lind. n 12.
Vertreter nächster Tage anwesend!
Besuch kostenlos! Millionenumsätze!



Anmeldung und Verwertung von Patenten etc. unter Garantie in den meisten Staaten. Prüfung bei Einsendung von Skizze nebst Erläuterung kostenlos. Patentanw. **G. Hoffer, Verviers, Aachen Post 176.** 6908

Sichere Lebensstellung.
Durch Uebernahme einer langjährig bestehenden Inkasso-Agentur für hochangesehene Versicherungs-Akt.-Ges. ist
Herrn aus besseren Kreisen
— Pensionär bevorzugt —
Gelegenheit geboten, sich eine gute Position zu erwerben, wenn derselbe sich gleichzeitig eifrigst um neue Geschäfte bemühen will.
Bewerber mit Ang. der Verhältnisse u. **Nr. 6786** an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen.

Wir suchen zum sofortigen Eintritt tüchtige, erfahrene
Dreher und Horizontalbohrer
in dauernde Stellung. 6887
Preß- u. Walzwerks-Aktiengesellschaft, Reisholz bei Düsseldorf.

Tüchtige Schleifer
für Hauer, Hacken, Aexte, Hämmer 2c. für dauernde Beschäftigung bei hohem Akkord-Lohn gesucht. 6705
R. & H. Vorster,
Hagen i. W.

Höh. Privatunterrichts-Institut
Bochum, Hochstrasse 21.
(Ersatz für Staatsschule)
Ausbildung in kleinen Zirkeln für alle Klassen und Examina, besonders zum
Einjährigen und Abiturium.
Schnellste Förderung nach eigener erprobter Methode; Zeitersparnis bis zu 3 Jahren. Vorzügl. Pension. Feinste Empfehlungen. Billiger Preis.



Dieses Bild zeigt – in genauen Maßen – die enorme Umsatzsteigerung von **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) in Deutschland innerhalb der letzten 7 Jahre.
Ein stärkerer Beweis für das Bedürfnis nach Palmin und Palmona und für die Beliebtheit unserer Produkte ist kaum denkbar.
H. SCHLINCK & CIE., A.-G.

Der Alleinvertrieb
eines **Massenartikels** D. R. P. 223817 und D. R. G. M. 401704 ist für den **Kreis Hattingen** auf die Schutzdauer von 13 Jahren zu vergeben. Umsatz des Artikels ist bei **Landwirten, Fuhrwerksbesitzern, Betrieben** 2c. Für oben genannte Interessenten ist mein Artikel ein unentbehrlicher und äußerst praktischer Gebrauchsgegenstand, der daher auch leicht von Jedem, ganz gleich welchen Standes verkauft werden kann, besonders jetzt in der Winter-Saison, in der man fast jeden Landwirt antrifft. Es wird nachgewiesen, daß Vertreter von mir im Monate **300—400 Mk.** verdient haben. Der Alleinvertrieb kann von Jedem, der über 200 Mk. verfügt, übernommen werden. Reflektanten, welche geneigt sind, sich durch den Alleinvertrieb eines wirklich reellen und unumgangbaren Artikels einen hohen Verdienst oder Nebenverdienst zu verschaffen, wollen sich am **7. d. Mts.** in **Hattingen, Bahnhofshotel,** von mittags 12 Uhr an bis abends 9 Uhr einfinden, wo der Artikel nebst Umsatz und Verdienst durch mich persönlich vorgeführt wird.
Otto Langelüddeke, Kleineisenwaren-Fabrik,
6870 **Kloster Wennigsen.**

:-: **Verschossene** :-:
Damenkostüme, Herrensachen, Mäntel, Jaketts, Joppen etc- 6470
werden wie **neu** in **allen** Farben aufgefärbt.
Felle, Pelze werden gereinigt, gefärbt
Gegründet 1873.
Federn, Handschuhe werden gewaschen, gefärbt.
Färberei **Galluschke** Wäscherei
Telefon 911. Läden in allen Stadtteilen. Telefon 911.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.
1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 6 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

PIANOS
u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen
Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 38—42.
Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses
IBACH

Schweine-
Stückenfleisch (Rippen-, Rücken-, Kopfstücke, Schnauzen, Ohren, fleischig. Pfoten), frisch gesalzene garantiert hiesige Ware, 10 Pfd. Colli nur M. 3,60, Kübel mit 25 u. 50 Pfd. Inhalt pr Pfd. 35 Pfg., 9 Pfd. Holstein. Holländ. Käse saftig u. schnittig M. 3.15, 9 Pfd. Ia. Thür. Rotwurst M. 5.20, 9 Pfd. Ia. Landleberwurst „ 5.30, 9 „ „ Plockwurst (Dauerw.) „ 10.20, 9 „ „ ger. Rückenspeck „ 7.90, 9 „ „ ger. Rippenspeck „ 7.90, liefert ab hier Nachnahme 20
Heinr. Krogmann, Dortorf i. H. 30

Hämorrhoiden! Magenleiden! Hautausschläge!
Kostenlos teile ich auf Wunsch jedem, welcher an Magen-, Verdauungs- und Stuhlbeschwerden, Blutstockungen, sowie an Hämorrhoiden, Flechten, offene Beine, Entzündungen etc. leidet, mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, von diesen lästigen Uebeln schnell und dauernd befreit wurden. Hunderte Dank- und Anerkennungsschreiben liegen vor.
Krankenschwester Klara, Wiesbaden, Walkmühlstrasse 26.

100 goldgelbe Handkäse
Mk. 2.95 frk. geg. Nachnahme: 60 gr. Bauernkäse Mk. 3.10, 66 Thür. Stangenkäse Mk. 3.50, versendet **Heinrich Pagel,** Käsefabrik **Harsum i. Ha.** Nr 143 Wiederverk. bitte Preisl. verlg.

Restaurant „Zur Lembeck"
empfiehlt den geehrten Herrschaften von **Hattingen und Umgegend** seine
Lokalitäten
als angenehmen Aufenthalt. Gut geheizte **Gesellschaftszimmer** stehen zur Verfügung.
Ebenso empfehle ich meinen anerkannt **vorzüglichen Kaffee mit Gebäck, selbstgebackenen Bauernstuten und Waffeln.**
Zu regem Besuch ladet freundlichst ein
6755 **Carl Schuhmacher.**

Aufarbeiten von Kronleuchtern
und sonstiger Kunstgegenstände, sowie **Vernickeln, Verkupfern, Vermessingen, Versilbern** etc. (1834
Pieper & Hüsecken,
Bochum, Ehrenfeldstrasse 10.



BRENNSPIRITUS
Marke Herold.
Heutiger Detailpreis: 6524
32 Pfg. Literflasche 90 Vol.-%
35 Pfg. Literflasche 95 Vol.-%
auschl. 15 Pfg. Flaschenpfand.
Engros-Vertrieb: **Heinrich Paas** in **Essen-Ruhr.**
SPIRITUS-ZENTRALE :: BERLIN.

Pianos ab Fabrik
Prospekte gratis



Carl Schmitt
TELEFON 205 **Hagen i/w.** GEGR. 1875.
Pianoforte-Fabrik

Welche Fabrik liefert
roten Farbstoff?
Off. u. **Nr. 7032** an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen.

Lehrmädchen
aus braver Familie für lebhaftes Geschäft gegen sofortige Vergütung gesucht. Wo, sagt die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen unter Nr. 7022.

Suche für meinen kl. Haushalt
eine Haushälterin
von 40—50 Jahren für leichte Hausarbeit.
Anfragen u. Nr. 7621 an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen

Rosflämm
mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Flasche 50 Pf. Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v. all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg. Um sich v. minderw. Nachahm. zu schütz., achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75198 patentamtl. eingetr. W.-Z. „Goldgeist".

Junger
Sattler und Polsterergehilfe
sofort gesucht. 6977
Wilhelm Zschau,
Sattler u. Polsterer, Hattingen

Zuverlässiger Mann
erhält Feuerversich.-Agentur.
Offert. nach Dortmund lagernd **Z. 49.** 6870

Bedeutendes
Möbel-
Fabrik-Lager.
(ca. 60 Muster - Zimmer) liefert komplette
Wohnungs-Einrichtungen
sowie 1650
Speisezimmer, Schlafzimmer, Herrenzimmer, Küchen
zu ausserordentlich billigen Preisen
Guterhaltene gebrauchte Möbel werden eventuell zu höchsten Preisen in Zahlung genommen.
Gefl. Anfragen an den Vertr. **Otto Rosenthal,** Bochum, Friedrichstr. 34 II.

Sie müssen
im Winter
Ihre Pferde schonen durch Benutzung der altbewährten
Original-H-Stollen mit der Marke
Stets scharf! Kronentritt unmöglich! Das einzig Praktische f. glatte Wege!
Leonhardt & Co.
Berlin-Schöneberg.
Katalog gratis.



Sie sind überrascht
6853
wenn Sie zum Backen nur **Reeses Backwunder** (Patent-Backpulver) benutzen. Auch Reeses Puddingpulver ist das beste der Welt. Praktische Rezeptbücher überall oder direkt von der Fabrik gratis.
Reese Gesellschaft Hameln.
Gratis: 1 Dose ff. Cakes für 50 Gutscheine.

Zweites Blatt zu Nr. 45.

Novemberfest.

Laubfall. Untergangsgefühl,
Aus den Nebeln trieft es kühl.
Schwaden übern Acker ziehn —
Ach, wie nett ist jetzt Berlin!

Bühne, Lustspiel-Zirkus, reizt
Schlafzimmer zentralgeheizt.
Teils wird Ohr, teils Geld geliehn —
Wie gemütlich ist Berlin!

Draußen öde — wir indes
Freuen uns am Bruhn-Prozeß.
Bis zum Frühling führt man ihn —
Amüsant ist's in Berlin!

Selbst am Wedding wird noch spät
Damm mit Bierflaschen besät.
Echtes Volksfest, reiner Kien —
Wie gesellig ist Berlin!

Stumpf das Land und sterbensmatt,
Leben gibt's nur in der Stadt,
Raffgier, Frechheit, Lärm und Spleen —
Nein, wie nett ist's in Berlin!

Caliban im „Tag".

Fritz Reuter.

Ein Gedenkwort zu seinem 100. Geburtstage.

Fritz Reuter — ist es nicht, als steige bei diesem Namen eine große, reiche, blühende Geisteswelt vor unserm Auge auf, über der die Sonne goldenen Humors lacht, doch jenes echten, der unter Tränen lächelt? Sie nennen ihn ja Deutschlands größten Humoristen, und sie tun recht daran. Aber mit vielleicht noch größerem Recht nennen wir ihn den großen Kündiger jener erlesensten Herzensgabe, für die allein unsere Muttersprache ein eigenes Wort sich schuf, den des Gemüts!

Fritz Reuter! Warum nennen wir gerade ihn, wie sonst kaum einen anderen Großen, fast stets zugleich mit seinem vertraulichen Vornamen? Weil sein geistiges Bild, wie kaum das eines zweiten Dichters, dem ganzen deutschen Volke vertraut und heimelig ward! Weil ihm und seinem köstlichen Geisteswesen zuliebe die gesamten deutschen Stämme trotz ihrer vielfachen Sprachidiome sich dennoch mit besonderem Eifer in seinem eigenen heimisch machten, jenem wurzelechten, wie von frischem Erdgeruch durchwehten Mecklenburger Dialekt, und damit zugleich bezeugten, daß Fritz Reuter Deutschlands größter Volksdichter ward. Köstlicher hat wohl keiner die geheimen Quellen dieses ewig sprudelnden Jungborns Reuterscher Volksdichtung aufgedeckt, als Gustav Freytag, wenn er in seinem herzbewegenden Nachruf von Fritz sagte: „Er hat, während er unter uns weilte, durch seine Poesie das Herz erfreut, das Leben verschönert. Auch den kleinen Kreisen des Volkslebens, wo die Tage mit ernster und harter Arbeit erfüllt sind und die Strahlen der Kunst das Dasein nur spärlich verschönern, hat dieser Dichter die Familie, das Hauswesen, die Arbeit verklärt, wie kein anderer. Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wieviel Wärme, Liebe und Poesie auch im mühevollen Leben zutage kommt. Sie alle sind durch ihn freier, reicher, glücklicher geworden. —

Fritz Reuters äußeres und inneres Leben liegt als aufgeschlagenes Buch in seinen Werken so klar vor unsern Augen, daß niemand es je besser zu schildern oder wirklich Neues hinzuzufügen unternehmen könnte; sie sind, richtig verstanden, vom ersten bis zum letzten Buchstaben nichts anderes als meisterhafte Selbstbiographie. Und wir Deutschen können den lieben Erinnerungstag seiner Geburt vor hundert Jahren am 7. November nicht sinniger begehen, als wenn wir wieder einmal von neuem in diesen Goldschacht Reuterscher Lebens-Poesie und -Wirklichkeit hinabsteigen. An dieser Stelle kann uns denn auch nur eine besondere Frage noch bewegen, diejenige nach dem ureigentlichsten, sein ganzes Ich zusammenfassenden und als Mensch wie Dichter erläuternden Wesenskern. Worin beruht das Geheimnis seiner begnadeten Persönlichkeit?

Und da meine ich, nur sehr wenige können mit gleichem Recht, wie er, das Wort des alten Lateiners auf sich anwenden: „Homo sum, humani nil a me alienum puta!" „Ich bin ein Mensch, nichts Menschlichem acht' ich mich fremd!" Ja, in Fritz Reuter hatte vollentwickeltes, unverdorbenes, harmonisch durchgebildetes Menschtum seinen Sitz aufgeschlagen, ein Menschtum von seltener Unverwüstlichkeit der Kraft. Daran konnten nicht die mancherlei Mißgriffe seiner Kindheits- und Jugenderziehung, nicht die Irrungen und Wirrungen seiner Studentenzeit, nicht die sieben qualvollen Jahre seiner Gefangenschaft, nicht jener schmerzliche Pfahl im Fleisch, das böse Leiden, welches er sich während derselben zuzog, nicht jenes herzzerreißende „Wat nu?" als er der Freiheit wiedergegeben war, nicht die aufgehende Sonnenzeit der „Stromtid", nicht das höchste innere Glück, das er in seinem „Lowising" — auch einer Heldengestalt deutscher Frauen aus dem Lande einer Königin Luise! — nicht der äußere Glanz, der in immer helleren Stahlen über die Tage von Neubrandenburg und Eisenach aufleuchtete, nicht das wehmütig schöne Abscheiden vom Leben, nichts Hohes und Tiefes, nichts Gutes und Schlimmes rütteln oder es unterjochen! Und dieses eichenstarke, echt germanische Menschtum, wetterfest wie Fritzings gedrungene Gestalt mit dem aschblonden „Urwald" auf dem Haupt, wurzelte wieder in jener reinen, herrliche Höhenluft atmenden Herzensbildung. Was diese Bildung sei, Fritz hat es uns einmal gesagt, und noch schöner, er hat es im Vollmaß besessen: „Doran denkt keiner, dat vör allen tau ne richtige Bildung hürt, dat de Kopp hell un klor, de Will stark un gaud, un dat Hart warm un weik is!"

Diese Herzensbildung befähigte ihn denn auch dazu, daß er trotz der furchtbaren Wetterstürme, die gerade um seines Deutschtums wegen über sein Haupt hinwegfegten, ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes war und blieb. Bereits von den Tagen seiner „Festungstid" sang er:

„Dat was för Dütschlands Einigkeit
Un för de Friheit tauglik,
Tau starwen wiren wi all bereit
För Dütschland un Kaiserrik".

Große Männer haben immer etwas Prophetenhaftes an sich. Auch in dem Leben Reuters kreuzten sich einmal zwei solcher Größen auf dem Seherpfade. Fritz konnte schon im Jahre 1860 den Hochgesang anstimmen:

Hoch soll uns' leiwes Dütschland bläuhn,
Uns' Vaderland vör allen!
Bet an den Rhein, bet öwern Rhein,
Sall hoch sin Vivat schallen!
Herun den Haut! un hoch de Hand!
Un geih't denn mal för't Vaderland,
Denn, Dütschland, holl tausammen!



Das Fritz-Reuter-Denkmal für seine Geburtsstadt Stavenhagen.

Und schon im Jahre 1866 konnte Bismarck an Fritz Reuter schreiben: „Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden, mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorausschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war".

Es ist eine jener Vergeltungen höherer Art in der Lebensgeschichte Fritz Reuters, daß der einstige „Königsmörder", „Demagoge" und „Thronumstürzer" aus der schlimmen Mühler-Rochowschen Zeit noch die glorreichen Tage von 1870/71 miterleben und an ihrer geistigen Frucht sich erfreuen durfte!

Fürwahr! Fritz Reuter war ein ganzer deutscher Mann, und darum war er auch ein ehrlicher, aufrechter Christ. Seine frühverstorbene Mutter, die Frau Bürgermeisterin, hatte ihm die kostbare Gabe wahrer Religiosität in die Wiege gelegt, wofür uns rührende Zeugnisse vorliegen, und wenn wir ganz genau hineinblicken in Fritz Reuters inneren Werde- und

Die erste Luftreise.

Humoreske aus dem Jahre 1912.
Von Friedrich Thieme.

(146 Zeilen.) (Nachdruck verboten.)

Die Deutsche Luftschiffahrts-Gesellschaft hatte ihre ersten regelmäßigen Verkehrslinien zwischen Berlin und Wien eröffnet. Der erste Lenkballon hing an den ihn haltenden Tauen zur Abfahrt bereit; er schien ein ungeheures vorsündflutliches Ungetüm und starrte aus den kleinen leuchtenden Fenstern seiner Riesengondel wie aus dämonischen Augen auf die den Aufstiegplatz umlagernde Menge. Die Passagiere, etwa zwanzig an der Zahl, nahmen in dem solid und elegant gebauten Gondelhäuschen Platz.

Noch im letzten Augenblick vor der Abfahrt traf Apotheker Michael mit seiner reizenden Tochter ein. Der dicke Herr sah rot und erregt aus und keuchte wie eine Dampfmaschine; freundlich half ihm ein stattlicher junger Mann, der sich bereits im Innern befand, beim Einsteigen, um sodann der schönen Tildy denselben Dienst zu leisten. Schon arbeitete und fauchte der Motor — das Tau ward gelöst, und majestätisch erhob sich der gigantische Ballon in die Lüfte.

Im selben Moment ging aber auch eine erstaunliche Verwandlung mit dem Apotheker vor. Das Scharlachkolorit seines glattrasierten, pausbäckigen Gesichts verschwand wie durch Zauberei und machte einer Kreidefarbe Platz.

„Was ist denn das für eine Bewegung?" rief er entsetzt. „Mein Atem, mein Atem!"

Er sprang von seinem Platze auf — ein beängstigendes Schwindelgefühl überkam ihn, sein Herz krampfte sich förmlich zusammen, es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Hättest du mich nur nicht zu der schrecklichen Fahrt überredet — 's ist meine Todesfahrt! Das überlebe ich nicht! Meine Lunge faßt keine Luft mehr! Ich — ich ersticke!"

„Papa, alle Leute gucken auf uns — schrei doch nicht so!"

„Bring' mich in den Ruheraum — ich — ich muß mich hinlegen!"

Sie geleitete ihn liebevoll hinaus und bettete ihn auf einer der gepolsterten Ruhebänke. Zum Glück war man hier allein. Der Apotheker lag keuchend und stöhnend, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Dabei fürchtete er bei jedem Rucke oder jeder besonderen Bewegung, der Ballon sei irgendwo angestoßen oder im Begriffe, zu explodieren, kurz, er wurde innerhalb einer halben Stunde so krank, daß Tildy in ihrer Todesangst hinausstürzte, um sich zu erkundigen, ob sich nicht zufällig ein Arzt unter den Passagieren befinde.

Das war nun leider nicht der Fall. Während sie noch unterhandelte, hörte man den Apotheker durch die geöffnete Tür brüllen: „Anhalten — der Kapitän soll anhalten und mich aussetzen — anhalten, landen, aussetzen!"

Der Kapitän trat ärgerlich an das Lager des Patienten.

„Das kann, das darf ich nicht!"

Da wandte sich der freundliche junge Mann, welcher dem Apotheker und Tildy beim Einsteigen geholfen hatte, halblaut an die junge Dame.

„Wie weit fahren Sie denn mit, gnädiges Fräulein?"

„Bis Dresden."

„Das ist die erste Station — in zwei Stunden werden wir dort sein — ich bin zwar nicht Arzt, aber theoretischer Physiolog und verstehe mich etwas auf den Anfall Ihres Herrn Vaters. Es ist ein reiner Angstanfall infolge Autosuggestion, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen."

„Doch, mein Herr, ich kenne Papa. Ich bin überzeugt, daß er infolge der bloßen Angst stirbt, wenn er nicht so schnell wie möglich wieder auf die Erde gelassen wird."

„Letzteres ist ganz und gar unmöglich."

„O, dann befürchte ich für Papa das schlimmste," jammerte Tildy schluchzend.

Der junge Mann blickte ihr mit ernstem Wohlgefallen in die dunklen Augen. Er murmelte nachdenklich: „Sollte es denn gar kein Mittel geben? Ich hab's," rief er plötzlich, „es kommt nur darauf an, die Aufmerksamkeit Ihres Herrn Vaters von der Situation ab und auf etwas anderes zu lenken, was momentan noch mehr Gewalt über ihn gewinnt, wie die vermeintliche Lebensgefahr durch die Luftfahrt, ohne daß ihm dabei jedoch eine so direkte und augenblickliche Katastrophe in Aussicht zu stehen scheint. Man muß ihn homöopathisch kurieren."

„Aber, wie wollen Sie das machen, mein Herr?"

„Sie werden es sehen. Nur müssen Sie mir Vollmacht geben und mir versprechen, daß Sie hinterher keine Empfindlichkeit zeigen und mir auch die Verzeihung Ihres Vaters erwirken wollen."

Tildy gab nach kurzer Ueberlegung ihre Zustimmung.

Langsam, in aufrechter, militärischer Haltung betrat jetzt der junge Mann den Ruheraum. Er hielt seine Brieftasche in der Hand und starrte abwechselnd mit Aufmerksamkeit auf ein beschriebenes Blatt und den auf dem Polster ausgestreckten Apotheker. Dabei sprach er halblaut vor sich hin:

„Haar brünett — stimmt — Augen dunkelbraun — stimmt. Statur mittel — starkes Embonpoint — hellgrauer Sommerrock — schwarz und weiß karierte Weste — stimmt alles aufs Haar — es ist kein Zweifel, er ist's!"

Der Kranke war schon bei den ersten Worten des Fremden verstummt. Er begann mit steigender Unruhe zu horchen.

„Was wollen Sie — was stimmt? Wer soll ich sein?" fragte er endlich.

Der Fremde trat dicht an sein Lager heran.

„Kein Zweifel. Sie sind der Kassierer des Bankiers William Seidler in Berlin."

„Herr," fuhr der Apotheker auf.

„Der andere ließ sich jedoch nicht stören, neigte seinen Mund nahe zu des Kranken Ohr und flüsterte: „Vermeiden wir jedes Aufsehen. Ich bin Kriminaldetektive. Sie sind gestern mit 200 000 Mark flüchtig geworden — Ihr Signalement ist in meiner Hand und völlig zutreffend. Mittelst des Ballons glaubten Sie sich der Verhaftung zu entziehen, und um nicht doch erkannt zu werden, spielen Sie hier die Komödie mit Ihrer angeblichen Tochter. Sie sind verhaftet — aber, wie gesagt, vermeiden wir jedes Aufsehen in Ihrem Interesse — in Dresden steigen wir aus, niemand braucht von den Mitfahrenden etwas zu wissen."

„Was fällt Ihnen ein, Herr, ich bin der Apotheker Michael aus Charlottenburg!"

„Das wird sich in Dresden herausstellen — vorläufig sind Sie mein Gefangener!"

Der Apotheker war derart aufgeregt und entrüstet über die Aufforderung, daß er, seine ursprüngliche Furcht völlig vergessend, von der Ruhebank aufsprang.

„Fragen Sie meine Tochter — ich reise zu meinem Sohn nach Dresden — mein Sohn ist Offizier —"

„Sie können mir viel sagen. Haben Sie Legitimationspapiere bei sich?"

Die besaß er freilich nicht. So beharrte der Detektive bei seiner Anklage. Michael verteidigte sich eifrig, er erzählte seinen ganzen Lebenslauf, rief seine Tochter als Zeugin auf, wogegen der Detektive ein regelrechtes Kreuzverhör anstellte und dabei die ausführliche Schilderung des angeblichen Unterschleifs zum besten gab. Aufgeregt und angstvoll hörte der Apotheker die Erzählung — er sah eine Menge Widerwärtigkeiten voraus, fühlte sich auch in seiner Ehre schwer verletzt — aber die Zeit ging auf diese Weise rasch vorüber, und plötzlich stand der Detektive, seine bisherige ernste Miene durch ein Lächeln gegen Tildy ersetzend, ruhig auf, sah nach seiner Uhr und bemerkte freundlich: „So, Herr Michael, in einer Viertelstunde sind wir in Dresden. Lassen Sie uns diese Zeit benutzen, in dem Ballonspeisezimmer ein wenig zu frühstücken und auf den Schrecken ein gutes Glas Portwein zu setzen."

„Dazu hätte ich gerade Appetit," stöhnte Michael. „Angesichts einer so nichtswürdigen Anklage —"

„Die nehme ich hierdurch reuevoll zurück. Ich habe mich überzeugt, daß Sie der Täter nicht sind — übrigens fällt mir ein, daß sich die Defraudation bei Seidler schon vor zwei Jahren ereignet hat, und der flüchtige Kassierer längst seine Strafe verbüßt —"

„Herr, was soll das heißen?"

„Fragen Sie Ihr Fräulein Tochter, sie wird Ihnen alles erklären."

Fünf Minuten später saßen die drei gemütlich beim Frühstück in der Speisekabine. Doktor Karl Vogel, der Physiolog mit der rettenden Idee, schloß sich übrigens auch in Dresden an die Familie weiter an, und — wenn er auch damals den Vater nicht wirklich arretierte, die Tochter hat er seitdem in lebenslängliche Haft genommen.

Ein unangebrachter Ritt und seine Folgen. Als der Landwirtsgehilfe Kammerscheid in Kirchderne mit dem Einfahren von Weizen beschäftigt war, und einige ährenlesende Kinder bemerkte, setzte er sich auf eines der Wagenpferde und ritt in vollem Galopp unter die Kinder, um diese zu verscheuchen. Die größeren sprangen zur Seite, ein vierjähriger Knabe wurde aber von Kammerscheid überritten und erheblich verletzt. Das Hörder Schöffengericht ahndete diese rohe Handlungsweise mit 300 Mark Geldstrafe.

Vollendegang, so finden wir, daß gerade in seinem Christentum erst alle seine liebenswerten Eigenschaften ihren geheimen, aber schönsten Zusammenschluß fanden. Ihren geheimen, denn hierher gehört noch das wahre Wort seines Landsmannes und Biographen Warncke: „'t is wohr: nah buten tihrte hei sin Frömmigkeit nich! Aewerst wie koenen von em seggen, wat hei von den ollen Amtshauptmann Wewer seggt: „up sine breide Stirn stünn schrewen, un ut sin blagen Ogen künn Ji lesen: Kein Minschenfurcht, woll oewer Gottsfurcht!" So war, deutsches Volk, dein größter Volksdichter! In diesem Lichte erkenne und behalte ihn lieb, und so sei und bleibe er dir ein Vorbild; er ist es wert!

Ferdinand Ratsch.

Statistisches vom Selbstmord.

Die enorme Zunahme der Selbstmordfälle in unserer Zeit läßt diese Volksseuche in einem geradezu erschreckenden Bilde erscheinen. Zwei Millionen Menschen endeten im 19. Jahrhundert in Europa selbst ihr Leben. Die Häufigkeit des Selbstmordes hat sei 1831 um 400 Proz., das Wachstum der Bevölkerung nur um 50 Proz. zugenommen. In den Jahren 1869 bis 1872 zählte Preußen 72 Selbstmorde auf die Million Einwohner, in den Jahren 1891—1900 50518. Im Deutschen Reich betrug die Selbstmordziffer im Jahre 1881 nur 9994, im Jahre 1903 12730. Auch die Kinderselbstmorde nahmen beständig zu; in Preußen zählte man von 1879—1898 1708 Fälle; seitdem ist die Zahl stetig gestiegen. Und ganz so verhält es sich in den meisten anderen Staaten; nur in wenigen Ländern, wie Norwegen, Dänemark und Spanien, ist die Zahl der Selbstmorde gesunken. Die so statistisch erwiese Zunahme der Selbstmorde ergänzt Dr. F. Schilling in einem Aufsatz der Grenzboten durch eine Fülle weiteren Zahlenmaterials, das über die Arten, Motive und andere Einzelheiten des Selbstmordes Auskunft gibt. Was die Motive zum Selbstmord anbetrifft, so überwiegen bei den Frauen Liebe und Eifersucht, bei den Männern steht der Ehrenstandpunkt voran; doch fordert auch der Alkoholismus viele Opfer. Es töten sich mehr Unverheiratete als Verheiratete, aber mehr Witwer als Witwen. Früher schrieb man dem Klima großen Einfluß auf den Selbstmord zu; so hieß der November wegen des in dieser Zeit herrschenden, melancholisch stimmenden Nebels in England und in der Schweiz der „Hängemonat". Das läßt sich aber nicht beweisen: England hat eine geringere Selbstmordziffer als das sonnige Italien mit seinem blauen Himmel. Besonders häufig sind Selbstmorde bei Schülern und Soldaten. Die niederen Schulen sind selbstmordreicher als die höheren. In Preußen wurden in den Jahren 1901—1903 nicht weniger als 1700 Fälle von Schülerselbstmorden gezählt. Beim Militär kamen in Preußen von 1883—1890 auf 100 000 Mann im Alter von 20—25 Jahren 36 Selbstmörder; in Oesterreich war die Zahl höher. Faßt man den Stand und Beruf der Selbstmörder ins Auge, so kamen in Preußen von 1883—1890 auf 100 000 von Selbständigen nur 40, von öffentlichen Beamten 51, von Privatbeamten 63, von Arbeitern und Gesellen 40, von Dienstboten 40, von Personen des Heeres 59, von Rentnern und Pensionären 84, von Almosenempfängern 67 und von Insassen von Instituten 117.

Rechtspflege.

Betriebsunfall auf dem notwendigen Wege von der Arbeitsstätte. Die Frau eines Schuldieners war bei der Rückkehr von der Arbeit auf einem Kartoffelfelde, auf dem sie landwirtschaftliche Arbeiten verrichtet hatte, in der Nähe einer Gasanstalt von einem Gewitterregen überrascht worden und hatte vor demselben Schutz gesucht, indem sie sich in dem Hofe der Gasanstalt, dessen unbefugtes Betreten verboten war, hinter eine Mauer stellte. Dort war sie von einer in die Mauer eingeschlossenen Welle eines Triebrades erfaßt und erheblich verletzt worden. Die land- und forstwirtschaftliche Berufsgenossenschaft hatte den Unfall als Betriebsunfall anerkannt, ihrerseits aber gegen die Gasanstalt Regreßansprüche erhoben. Die Gasanstalt wurde in allen Instanzen verurteilt, und es wurde in allen Instanzen, zuletzt vom Reichsgericht mittels Urteils vom 26. September 1910, anerkannt, daß hier ein Betriebsunfall vorlag, da der Unfall mit der Berufstätigkeit in örtlichem, zeitlichem und ursächlichem Zusammenhange gestanden habe.

Wie Pasteur zum Gott avanzierte.

Der berühmte verstorbene Bakteriologe genießt im Innern Afrikas seit einiger Zeit göttliche Verehrung. Die verdankt er aber nicht seinem wissenschaftlichen Ruhm, sondern einem gelungenen Zufall und dem Aberglauben der Schwarzen. Ein Negerstamm war, wie der Forschungsreisende Pintraud erzählt, durch eine lange Periode von Trockenheit und Regenlosigkeit in größte Angst versetzt worden, die sich immermehr steigerte, als die Bittgebete, die zu den verschiedensten, zum Teil eigens neu erfundenen Göttern gerichtet wurden, fruchtlos blieben. Immer heißer brannte die Sonne auf die dürre Ebene nieder. Da kam der Häuptling des Stammes auf einen letzten Rettungsgedanken. Er hatte in dem Zelte Pintrauds ein Bild gesehen. (Es war aus irgend einer illustrierten Zeitung ausgeschnitten.) Vielleicht stellte dieses Bildnis — es war ein Porträt Pasteurs — einen unbekannten Gott dar, der sich hilfreich erweisen konnte. Der Häuptling erbat sich das Bild, das hierauf unter großen Feierlichkeiten in seine Hütte übergeführt wurde. Schon auf halbem Wege hatte der Wettergott ein Einsehen; er ließ einen Regen herniederprasseln, daß die Tamburine der Musikanten weich wurden und versagten. Da der Regen zwei Tage anhielt, wurde das Porträt als „tabu" erklärt und seitdem thront Pasteur als Gott im Heiligtum des Stammes.

Die Ratte.

Folgende wahre Geschichte hat sich — wie ein Leser der „Tägl. Rundsch." erzählt — im Jahre 1910 in unserem lieben deutschen Vaterlande in einer freien Reichsstadt zugetragen: So um Pfingsten herum zeigt sich in dem Kohlenkeller einer höheren Mädchenschule eine Ratte. Da sich ohne Wissen der Polizei in unserer Stadt keine Ratte blicken lassen darf, geht die Vorsteherin anderen Tages auf das Polizeiamt, meldet das Erscheinen einer Ratte und bittet um ihre Vertilgung. Die Dame wird zu Protokoll vernommen und mit dem tröstlichen Bescheid entlassen, daß in einigen Tagen ein Mann kommen und die Ratte aus der Welt schaffen werde. Damit man aber ganz sicher sei, daß die Ratte auch noch wirklich da sei, solle man ihr täglich zu fressen geben. Gut — die Ratte erhält von jetzt an täglich ein Stück Brot und ein paar Knochen und freut sich ihres Lebens. Als nach drei Wochen noch niemand zu ihrem Mord erschienen ist, geht die Dame abermals zur Polizei, um sich zu erkundigen, ob sie „die Ratte noch weiter füttern solle". Darob große Entrüstung: „Ueber den ganzen Fall sei nichts bekannt." „Doch, es sei ein Protokoll aufgenommen." Bei näherem Zusehen findet sich dann auch das Protokoll, man bittet um Entschuldigung und bedeutet sie, „sie möge nur weiter füttern, es komme nun bestimmt in den nächsten Tagen jemand." Abermals vergehen Wochen. Die großen Ferien kommen herbei und — die Ratte hat wohl nicht genügende Pflege gehabt — kurz, eines Tages liegt sie tot im Keller und wird im Beisein der Vorsteherin im Garten eingescharrt. Da, nach einiger Zeit, erscheint der lang erwartete Polizist mit einem Schreiben, in dem die Dame aufgefordert wird, auf eigene Kosten die Ratte vertilgen zu lassen, da sie sonst erst im Oktober an die Reihe kommen würde. Es wird ihm bedeutet, daß dies nicht mehr nötig sei, da die Ratte inzwischen verendet sei. Er geht ab, kommt aber schon am nächsten Tage wieder und verlangt die Dame des Hauses zu sprechen. „Ob sie schriftlich bestätigen könne, daß die Ratte auch wirklich tot sei?" Ja, sie kann es, denn sie ist bei ihrer Eingrabung zugegen gewesen. Befriedigt zog der Hüter der Ordnung ab, und der Fall . . . war erledigt.

Industrie, Handel und Verkehr.

Essener Fruchtmarkt vom 7. November 1910.

Weizen inländ. 19,25—20,25 Mk. Weizen fremder 20,75—22,25 Mk. Roggen inländ. 14,25—15,25 Mk. Roggen fremder 16,50—17,50 Mk. Hafer inländ. 00,00—00,00 Mk. Hafer fremder 15,50—17,50 Mk. Buchweizen 19,00—19,50 Mk. Futtergerste 11,75—12,25 Mk. Mais 14,00—18,50 Mk. Weizenvorschuß 27,50—30,75 Mk. Roggenvorschuß 22,00—23,00 Mk. Weizenkleie 8,00—8,50 Mk. Rüböl inkl. Faß 00,00—00,00 Mk.

Alles per 100 Kilogr. frachtparität Essen ohne Sack bei Abnahme von Doppelladungen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sack gehandelt wird.

Essener Viehmarkt vom 7. November 1910.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: Großvieh 1018, hiervon 169 Ochsen, 289 Bullen u. Bauzen, 560 Rinder und Kühe, 470 Kälber, 105 Schafe, 3810 Schweine. Preise für 50 kg Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren: 83—00 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen 77—80 Mk. 3. Mäßig genährte junge — ältere Ochsen 70—75 M. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgemästete Kalben höchsten Schlachtwertes 80—00 Mark. 2. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren: 76—78 Mk. 3. Aeltere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 70—73 Mk. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 65—68 Mk. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren: 79—80 Mk. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen: 72—76 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen: 65—70 Mk. Schafe: 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel: 83 Mark. 2. Aeltere Masthammel: 70—80 Mk. 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 00—00 Mk. Preise für 50 kg Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 75—85 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber: 65—66 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber: 57—62 Mk. 4. Geringere Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser): 42—55 Mk. Schweine (mit 20 Proz. Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren: 00—69 Mk. 2. Fleischige Schweine: 64—68 Mk. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber: 60—64 Mk. Tendenz: Großvieh: langsam, 40 Ueberstand. Kleinvieh mittel.

Das Berliner Sonntags-Drama.

Die schnelle Entdeckung des Einbrechers, der am Sonntag abend den Damenschneidermeister Tetzke und dessen Frau niederschoß, ihrem Manne ist nun auch die unglückliche Frau in den Tod gefolgt, hat die Berliner Bevölkerung von einer seit Jahren nicht gekannten Sorge befreit: Bei der Heimkehr von einem fröhlichen Sonntags-Ausflug in seine Wohnung sich plötzlich einem verzweifelten Einbrecher mit einem Revolver gegenüberzusehen, das war ein Gedanke, der unheimlich wirkte! Zum Glück handelt es sich nicht um eine Bande, sondern um die in der Aufregung verübte Tat eines jungen verrohten Menschen.

Der Zufall hat die schnelle Entdeckung des Mörders herbeigeführt, dessen Verhalten beweist, wie heute in der großen Stadt solche Verbrechen zustande kommen. Die Schwester des Täters, des 20jährigen Arbeiters Tippe, war Dienstmädchen bei dem ermordeten Ehepaar gewesen, es hatte dann erzählt, wo die Herrschaft das Geld aufbewahre, und sofort war dem von verbrecherischen Neigungen erfüllten Bruder der Plan zum Raube gekommen. Er genierte sich gar nicht, andere junge Leute zur Teilnahme an dem Einbruch aufzufordern, und als ihm niemand helfen wollte, unternahm er ihn allein. Daß ihn einer von denen, mit welchen er über die Tat gesprochen, anzeigen könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Der erste der jungen Männer führte die Polizei zu dem Hause, wo Tippe bei einer verheirateten Schwester wohnte, er wurde festgenommen und räumte auch die Bluttat ein, als er sich dem Zeugen gegenübersah.

Arbeitsscheu und Verrohung erzeugten die Leichtherzigkeit, mit der der Einbruch unternommen wurde. Der Verbrecher fand aber an dem vermuteten Orte kein Geld, nur eine Kindersparbüchse entdeckte er. Und als er nun aufgeregt weiter suchte, hörte er die Schritte des heimkehrenden Ehepaares. In dem Bestreben, sich die Flucht zu sichern, schoß er blind drauf los, und beide Kugeln trafen. Nach der Tat irrte er einige Zeit planlos umher und kehrte gerade zu dem Schauplatz des Mordes zurück, als seine beiden Opfer fortgebracht wurden. Eine flüchtige Reue ging bald vorüber. Die Polizei hat das von ihm entwendete Kleingeld, eine ebenfalls gestohlene Uhr und seinen Revolver beschlagnahmt. Als der Mörder sein Geständnis abgelegt hatte, aß er mit gutem Appetit. Das auf so ruchlose Weise ums Leben gekommene Ehepaar soll nach der Bestimmung der Verwandten gemeinsam beerdigt werden.

Ueber die Missionsarbeit in Korea.

Heute möchten wir unsern Lesern einen Bericht von den wunderbaren Vorgängen geben, die in Korea stattgefunden haben.

Wenn die Erzählungen von Vorgängen aus der Mission darauf berechnet sind, unseren Eifer anzuspornen, unsere Schritte zu beschleunigen, unseren Glauben zu befestigen, so sind die Tatsachen, die wir heute zu berichten haben, besonders dazu geeignet, denn es gibt kaum eine wunderbarere Geschichte, als die von Korea. Es wäre interessant, festzustellen, wie oft Gott die Geschichte einer Erweckung benutzt hat, um neue Erweckungen hervorzurufen. Wir hoffen sehr, daß auch unser heutiger Bericht dazu dienen möge, die verglimmenden Funken eines Feuers anzufachen, das in so mancher Kirche unserer Heimat zu erlöschen droht.

Zuerst einige Worte über das Land selbst.

Man spricht bei der Missionsarbeit oft von strategisch wichtigen Punkten; Korea ist ein solcher. Es steht in vielfacher Beziehung zu den drei größten Reichen der Welt: Japan, China und Rußland, die es mit ihren Grenzen berühren. Korea ist eine lange, schmale Halbinsel mit vielen Bergen und Tälern. In den Tälern wird Weizen, Gerste und Reis gebaut. Reis ist natürlich das wichtigste Erzeugnis des Landes. Es birgt auch große Reichtümer an Mineralien, und unter japanischem Einfluß fängt man an, dieselben zu heben. Vor langer Zeit gab es auch viele Wälder, aber wie in vielen anderen Ländern, so sind sie auch dort vernichtet.

Im Süden ist das Klima mild, im Norden rauh. Das Land umfaßt ungefähr 80 000 englische Quadratmeilen. Ueber die Zahl der Bevölkerung lassen sich keine genauen Angaben machen. Sie beträgt ungefähr 13 Millionen. Die Koreaner sind freundlich, höflich und gastfrei. Man kann sie nicht eigentlich unternehmend oder kühn in ihren Gedanken nennen, aber sie haben großen Mut und Entschlossenheit, wenn sie auch vielfach selbstzufrieden und zur Trägheit geneigt sind. In ihrer Vaterlandsliebe gleichen sie den Schweizern. Daraus erklärt sich der tiefe Schmerz, den die Annexion durch Japan hervorgerufen hat, und die beständigen Bestrebungen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Die drei ältesten Religionen in Korea sind der Confucianismus, der Buddhismus und die Geisterverehrung. Aber keine von diesen Religionen ist mit den Herzen des Volkes so fest verwachsen wie in China oder Japan. Man sieht wenige Tempel dort und die vorhandenen sind weniger malerisch und imposant als die in anderen Ländern. Das erklärt sich einesteils aus der Armut der Bevölkerung, andererseits wieder daraus, daß das Volk keine Achtung vor den Priestern hat, sie vielmehr verachtet. Ein Gesetz verbot bei Todesstrafe die Anwesenheit eines Buddhistenpriesters innerhalb der Mauern der Stadt. Es gibt deshalb auch keinen Buddhistentempel in der Hauptstadt. Die Mönche führen ein träges, nutzloses Leben. Die Koreaner sind ungemein abergläubisch. Gute und böse Geister gibt es nach ihrer Meinung überall und jedes Ereignis des täglichen Lebens wird mit ihnen in Verbindung gebracht. Körperliche Schmerzen und unzählige Uebel werden ihnen zugeschrieben und Beschwörer vielfach gebraucht, um das Volk vor ihrem schädlichen Einfluß zu bewahren.

Die Geschichte des Landes geht zurück bis über die Zeit des Königs David hinaus. Im Jahre 1122 v. Chr. regierte ein König namens Kicha in Pienjang, und in den folgenden dreißig Jahrhunderten blieb das Volk isoliert von allen Völkern der Welt, stolz auf sein Alter und von dem einzigen Wunsche beseelt, daß sein Land als das verschlossene Land im fernen Osten angesehen werde. Vor ungefähr 7 Jahren noch fand man überall an den Wegen Inschriften wie diese: „Wenn du einen Fremden erblickst, so töte ihn. Wenn du einen Eingebornen siehst, der ein christliches Buch liest, töte ihn." Jetzt gibt es in Korea eine christliche Bevölkerung von mehr als einer Viertelmillion und sie nimmt stetig zu. Der alte Geist der Unduldsamkeit ist verschwunden. Alle Gesetze gegen das Christentum sind aufgehoben und es herrscht vollkommene Freiheit. Dr. Jones Heber, der zur großen Freude vieler kürzlich an der Eidenburgher Weltmissionskonferenz teilnahm, fing vor ungefähr 23 Jahren seine Arbeit in diesem Lande an. Er fand, daß die Sprache keine Ausdrücke für die religiösen Gedanken hatte. Die Katechismen, die in den Schulen gebraucht wurden, waren mehr als tausend Jahre alt und enthielten natürlich keine Ausdrücke für die modernen Tatsachen und Ideen. Nicht weniger als 25 000 neue Worte mußten gefunden werden, um die kleinen Katechismen herzustellen. Von den 2000 Schulen in Korea sind jetzt 1400 christlich. Die folgenden Zahlen sind ein beredtes Zeugnis für die beispiellose Ausbreitung des Christentums in Korea.

Im Jahre 1885 waren noch nicht 10 Missionare in Korea, Frauen und Kinder eingeschlossen, und nicht ein einziger Bekehrter. Im Jahre 1886 wurden 2 Eingeborne getauft. Vor dem Ende von 1887 gab es 23 getaufte Gläubige. Im Jahre 1888 betrug die Zahl derer, die sich als Christen bekannten, 125. Im Januar 1903 war die Zahl auf 15 000 gestiegen und heute beträgt sie 250 000.

Die Liebe, Freundlichkeit und Aufopferung der Missionare in der Zeit, als Korea im Jahre 1894 durch Krieg verwüstet war, hat vielmehr geistliche Frucht hervorgebracht als das Predigen des Evangeliums. Die Betätigung des Geistes Christi zeigte den Koreanern, was Christentum ist und wer ihre besten Freunde waren, und ihre Gleichgültigkeit machte schnell eifrigem Interesse und Vertrauen Platz.

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Der Totenvertrag einer ägyptischen Prinzessin. Das Britsh Museum hat jüngst, wie die „Times" berichten, von einem Privatmann einen außerordentlich gut erhaltenen Papyrus zum Geschenk erhalten. Die wertvolle Urkunde, die bereits 1870 entdeckt worden ist, ist ein sogenanntes „Totenbuch", das Anrufungen und Hymnen zu Ehren Amenras und der Schutzgötter Taebens enthält. Der ganze Inhalt gilt der Prinzessin Nesi-ta-neb-asher, die Tochter der Königin Noi-Khensi, stammt also aus dem Jahre 1000 vor unserer Zeitrechnung. Besonders interessant ist an der Schrift eine Art Vertrag, nach dem der Prinzessin, als Gegenleistung für die Weihgeschenke für den Tempel Amen-ras und andere religiöse Opfer gewissermaßen eine gute Stellung in der Welt der Toten gewährleistet wird. Das ganze Dokument hat, beiläufig bemerkt, eine Länge von 132 Fuß; die Schrift ist fast völlig erhalten, es fehlen nur einige Buchstaben am Anfang.

Eine Kleideranprobe vor Gericht.

Sehr häufig lassen sich die engl. Damen von ihren Schneiderinnen wegen Nichtbezahlung eines verpaßten Kostüms verklagen, und da kommt es manchmal zu ergötzlichen Szenen im Gerichtssaal. Bei Verhandlung eines solchen Falles im Grafschaftsgericht von Marylebone ordnete der Richter die Anprobe des strittigen Objektes an. Angeklagte und Klägerin verschwanden in einem Nebengemach, doch schon nach wenigen Minuten stürmten beide in großer Erregung in den Saal zurück, die Dame in weit auseinanderstehender Taille. Erschreckt wandte der Richter den Kopf zur Seite, streckte abwehrend die Rechte aus und rief entrüstet: „Entfernen Sie sich aus den Augen des Publikums!" Verzweifelt warf die Schneiderin ein: „Aber sie will sich nicht von mir das Kleid schließen lassen!" — Nochmals rief der aufgebrachte Judge der „offenherzigen" Lady zu, sich schleunigst zu entfernen und fertig ankleiden zu lassen, sonst müsse er sie aus dem Saal hinausbringen lassen. „Und Sie", wandte er sich an die händeringende Modistin, „knöpfen oder haken Sie die Dame zu, und dann werden wir sehen, wie die Sache sitzt". Unter lautem Gelächter der Anwesenden zogen die beiden Frauen sich noch einmal zurück. Als Madame sich dann in der fürchterlich engen Hülle, mühsam nach Atem ringend, wieder präsentierte, erklärte der Richter das Kleid für durchaus verpaßt und wies die Modistin mit ihrer Klage ab.

Die Krähe als Lebensretterin.

Zur Beleuchtung der vielfach besprochenen Intelligenz der Tiere sei ein Vorfall erwähnt, der sich kürzlich in Rom abgespielt hat. Die Dohlen oder Turmkrähen, die meist die Kirchtürme bevölkern, sind in Rom außerordentlich zahlreich vertreten. Eines Tages hatte sich eine dieser Krähen in den Telegraphendrähten gefangen und versuchte vergeblich, sich loszumachen. Dabei stieß sie jämmerliche Klageschreie aus, die so laut waren, daß sie weithin gehört wurden. Eine Unmasse Krähen kamen auf diese Hülferufe von allen Seiten herbei und umflatterten den Vogel, der mit beiden Krallen am Drahte hing. Die Tiere, die sich bald näherten, bald wieder entfernten, waren schließlich in solcher Menge vorhanden, daß der Himmel ganz schwarz erschien, doch konnten sie lange nichts ausrichten. Ueber eine Stunde dauerte wohl das seltsame Schauspiel, das eine Menge Publikum angelockt hatte und alles blickte nach der unglücklichen Krähe. Da plötzlich erschien eine riesige alte Krähe. Sie schoß auf den Gefangenen zu, machte Bewegungen mit dem Schnabel an den festsitzenden Klauen und nach wenigen Augenblicken flog der erlöste Vogel mit seinem Retter auf und davon.

Dort kommt die Versöhnung zustande, denn der überseeische Nimrod entschuldigt sich bei mir, — er soll sich auch in jagdlicher Hinsicht sehr gebessert haben, verrät mir Freund Hermann, — und abends in der fröhlichen Geburtstagsstimmung lasse ich mich zur Teilnahme an einem kleinen Kesseltreiben für den nächsten Tag überreden unter der ausdrücklichen Bedingung, den patenten Flintenbesitzer nicht zum Nachbarn zu erhalten.

Das Treiben verläuft auch ganz programmäßig; es werden eine Menge Hasen und auch einige Füchse geschossen, und ich denke gar nicht mehr an Erbstein, bis ich — der Kessel ist schon ganz eng zusammengelaufen und abgeblasen — meinen Nachbarn zur Rechten einen ganz seltsamen Tanz aufführen sehe: als wäre er bei den Störchen in die Lehre gegangen, so hüpft er schreiend und gestikulierend auf einem Ständer herum, während er den andern krampfhaft in die Höhe zieht. Er ist offenbar bemüht, seine Piedestale möglichst weit von der Mutter Erde zu entfernen, und wie er jetzt bei dieser eigenartigen Turnübung abwechselt, sehe ich mich nach der Veranlassung zu solch unfreiwilliger Komik um. Dabei aber vergeht mir das Lachen, das mir schon nahe gewesen; denn gerade uns gegenüber steht mein Freund von der Hühnerjagd und zielt mit dem fürchterlichsten Ernst auf einen unglücklichen Löffelmann, der, zuguterletzt noch innerhalb des Kessels hoch geworden, in toller Flucht gegen uns anstürmt. Das sehen, auf dem Absatz kehrt machen und Fersengeld geben, so rasch ich nur kann — denn den Storchtanz meines Nachbars vermag ich nicht nachzuahmen — ist eins bei mir. Allein Lampe ist schneller als ich und flitzt mir zwischen den Beinen durch, so daß es aussieht, als liefe ich ihm nach, und schon schlägt Mehnerts aufmunternder Zuruf an mein Ohr: „Hu faß — faß apporte!" Gleichzeitig aber krachen zwei Schüsse hinter mir, die Schrote klatschen gegen meine Stiefelschäfte, und ich danke dem Himmel, daß sie aus so starkem Rindleder sind.

Diesmal aber drehe ich mich nicht herum und schieße auch nicht, sondern ich laufe weiter, bis ich den Gutshof erreicht habe, lasse sofort anspannen und fahre nach der Bahn, froh, daß mir nicht die Schrote im Fleisch brennen. Mit dem Flintenbesitzer aber will ich nie wieder auf der Jagd zusammentreffen! Ich habe auch nie nachgefragt, wieviel Nebenschützen, Treiber, Feldarbeiter und Jagdhunde er angeflickt hat, aber gefreut habe ich mich noch oft, daß damals die automatische Schrotflinte, Selbstlader, System Browning noch nicht erfunden war, denn sonst hätte mir der Edle sicher noch drei weitere Schüsse nachgesandt!

Darum, meine Herren! Ob Sie das Weidwerk als Kunst oder die Jagd als Sport betrachten, das ist Wurscht, beides muß gelernt werden, und dazu gibt's auch Gelegenheit genug. Wer's aber nicht lernen will oder kann, der gehört nicht auf die Jagd, der soll zu Hause bleiben!"

Zur Sicherheit.

Ein alter Bauer kam einst zum Zahnarzt, um sich einen Zahn, der ihn sehr peinigte, ziehen zu lassen.

Der Arzt besah den Zahn und meinte: „Das steht schon sehr schlimm. Ich würde Ihnen empfehlen, sich denselben schmerzlos ziehen zu lassen. Es kostet nur eine Mark mehr." Er erklärte dem Bauer die Apparate und sagte, er würde nur ungefähr eine Minute schlafen, und währenddem würde die Operation beendet sein.

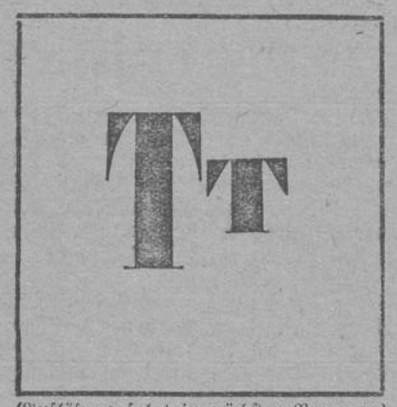
Nach kurzem Zögern zog der Bauer bedächtig seine Börse aus der Tasche.

„Oh, so eilt das nicht!" meinte der Zahnarzt freundlich. „Ei nu, i mein," sagte der biedere Bauer, „wann i jetzt einschlafe würd', tät i halt besser, erscht emol mei Geld nachezähle!"



Der Gesang des Skalden. Ein Nachkomme des berühmten nordischen Königs Harald Haarfagre, ein achtzigjähriger, ehrwürdiger Greis mit reichen schneeweißen Locken, erschien im Jahre 1907 im Königspalaste zu Christiania, um nach alter Skaldensitte den König und seine Gäste durch Sang und Saitenspiel zu erfreuen. Es war anläßlich des Besuches des Königs von Dänemark in Norwegen, daß man den alten Skalden an den Königshof entboten hatte. Nie vorher hatte der Greis sein Heimatsdorf in Telemarken verlassen; getreu den Sitten seiner Vorfahren lebt er dort in einer großen Höhle. Nun erschien er mit seiner alten Wikingerlaute, der „Langleik", am Hofe und wurde von den Gästen mit großem nationalen Enthusiasmus gefeiert. Sein Instrument ist über 300 Jahre alt; es ist aus Holz kunstvoll gefertigt. In seiner Form gleicht es fast einer Backkiste; ein halbes Dutzend rauher Saiten spannen sich über die Oeffnung und ihr Klang resontert dunkel und voll in dem Gehäuse. Der alte Skalde sang mehrere alte Volksgesänge, und die Zuhörer wurden von den seltsamen Klängen tief ergriffen. Der König von Dänemark war so entzückt, daß er den alten Barden aufforderte, als sein Gast den dänischen Königshof in Kopenhagen zu besuchen, und mit ruhiger Würde nahm der Alte die ehrenvolle Einladung an.

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Humor.

Verloren. „Herr Kapitän," sagte der Schiffsjunge, „gilt etwas als verloren, wenn man weiß, wo es ist?"

„Selbstverständlich nicht, du Narr," versetzte der Kapitän, der ein großer Feind alberner Fragen war.

„Nun, Herr Kapitän, dann ist Ihre silberne Teekanne nicht verloren, denn ich weiß, daß sie auf dem Meeresgrund liegt."

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seeleben.
Von Heinz E. Monts.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Täglich, stündlich schoß man sich mit ihnen herum. Aber wenn man glaubte, ihnen mal ordentlich eins auswischen zu können, da waren sie verschwunden. Das feige Gesindel!

Aber eines Tages sah man einen Gegner vor sich, der bereit war, sich in offener Schlacht zu messen.

Eine starke Anzahl kaiserlicher Bannertruppen stand bei den Hinsin-Forts.

Hei, würde man die in die Pfanne hauen!

Ja, in die Pfanne hauen.

Es wäre nicht geraten gewesen, am Vorabend des Kampfes im Lager dies in Frage zu stellen.

Man hätte den Zweifler erwürgt.

All die seit vierzehn Tagen in den Leuten aufgespeicherte Nervosität fand ihren Abschluß in dem einen Satz:

Man würde sie verhauen; jämmerlich verhauen.

Tief im Westen stand der blutige Schein eines Brandes.

Der schwelte die ganze Nacht, und er schwelte noch, als der Morgen kam und klirrend der Tau in die Ebene fiel.

Dann erwachte im Osten die Sonne. In demselben Osten, von woher die feindlichen Schlunde starrten.

Und sie zauberte ein ahnungsvolles Rot auf die Gesichter all der Kämpfer und spiegelte sich in den blanken Waffen.

Es war noch sehr frisch.

Schürmer und alle die anderen trappelten umher und rieben sich die erstarrten Hände.

Dann begann der Kampf.

Der Quell, aus dem all das Licht kam, das braun und gelb und grün die Ebene füllte, stand gerade über den Forts.

Aber von einer andern Seite war an die feindliche Stellung nicht heranzukommen.

Tak — Tak — Tak! rollte vorne das Schützenfeuer in krachenden Rhythmen.

Die Engländer waren es. Tapfere Jungen. Sie hatten den Vortritt. Aus Rücksicht auf den englischen Oberbefehlshaber.

Die anderen lagen in den jungen Reisfeldern mit den kaum einen Zentimeter hohen Pflänzchen, wie auf einem Kissen von kurzgeschorenen Plüsch.

Wie schade um die frische Saat, murmelte Schürmer. Der Bauernsohn regte sich in ihm.

Sein Kamerad zur Rechten war Karl Brand; zur Linken lag Wilhelm Wiener, der ehemalige Student.

Heißer und heißer brannte die Sonne. Die Luft flimmerte in blendendem Glanze.

Ueber den Köpfen ging eine grausige Musik. Die Granaten der Chinesen. Ein stählernes Schneegestöber.

Aber sie fielen alle weit vom Ziele nieder.

Karl Brand begrüßte jede mit einem Witz.

„Ha, diese Schufte!"

„Schade, daß wir nicht rankommen. Die Englischen da vorne essen die Suppe alleine aus. Und wir können den Pott auslecken."

„Eine Schweinerei!"

Die Nächstliegenden lachten.

Innerlich aber waren sie froh, daß sie hier geborgen waren.

Wilhelm Wiener wünschte sich sogar nichts sehnlicher, als daß die Stürmer sich beeilten. Sonst müßte man vielleicht doch noch mit ins Feuer.

Eben setzten die gerade ihre letzten Reserven ein. Die vom „Majestic" und auch die Amerikaner von der „Deleware" brachen vor in rasendem Lauf und doublierten ein.

Tak — Tak — Tak! ging's weiter, nun in verstärktem Maße.

Sich duckend, kriechend wie Leoparden, waren die Schützen bis auf vierhundert Meter an die Schanzen herangekommen.

Aber auch Chinamann war auf der Hut.

R—R—R—R—R rollt das Schnellfeuer ihnen entgegen, blutige Lücken reißend.

Wütend beißen die Angreifer sich fest in der einmal errungenen Stellung. Mit verzerrten Gesichtern und glühenden Augen.

Aushalten! Die verdammten Kerls da oben herausschmeißen aus den Schanzen! Rache nehmen für all das vergossene Blut!

Dieser Gedanke beherrscht jeden Mann. Spornt Nerven und Muskeln zu wahnwitziger Tatkraft.

Sie fühlen die Augen der halben Welt auf sich ruhen.

Abermals stürzen sie vor, den Kranz des Sieges zu erringen.

Fürchterlich wütet das Feuer in ihren Reihen.

Es verwandelt ihre Kolonnen in blutige Klumpen. Sie werden niedergeknallt wie Hasen im freien Feld.

Sie müssen zurück. Unter dem Triumphgeheul der Chinesen, dem Stöhnen und Aechzen der mühsam mitgeschleppten Verwundeten, mitten durch den prasselnden Kugelregen.

Und in diesen Minuten wird ein großes Wort geprägt. Das nimmt seinen Flug um die Welt.

„The Germans to the front!“

Lord Seymour befiehlt's.

„Hurra,“ schreit Karl Brand, schreien Schürmer und alle anderen.

Aber vielen will es nur mühsam aus der Kehle.

Also doch.

Und Wiener wird leichenblaß.

Nun weht Alldeutschlands Banner im ersten Treffen.

Tak — Tak — Tak geht es wieder.

Dzin — Dzin — Dzin — sausen die Kugeln.

„Sprung! Auf! Marsch, marsch!“

In jagendem Lauf, im pfeifenden Bleihagel geht ein Zug nach dem andern vor.

„Halt! Hinlegen!“

So fallen Rebhühner ein ins reifende Korn.

Einer ist beim Hinwerfen gestürzt. Wohl fünf Schritte kollert er über die Linie hinaus und liegt dann starr und steif wie ein umgewehrter Pfahl.

Schürmer sieht beim Laden flüchtig nach ihm hin.

Beng—g—g.

Ein schmetternder Schlag dicht vor der Linie.

Schürmer fühlt, wie etwas Warmes, Weiches über ihn hinspritzt.

Er wischt sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Der wird dunkelrot; Blut ist's. Frisches rotes Blut.

Eine Granate hat den Gefallenen da vor der Front zerrissen.

Seine Leiche bildet nur mehr eine entsetzliche, blutige Masse.

„Pfui Teufel,“ sagt Karl Brand.

Wilhelm Wiener wird schlecht.

Es ist auch zu entsetzlich.

Zwei gräßliche Todesschreie unmittelbar hintereinander.

Schürmer hört sie nur noch wie im Traum.

S. S. S. S. S. S.

Dzin — Dzin — Dzin.

Tak. Tak. Tak.

Nur schießen! Nur schießen! Da fühlt man sich geborgen. Jeder abgegebene Schuß ist beruhigende Medizin für die aufgeregten Schützen.

R, R, R, R, R, R.

Der Knallwahnsinn bricht los.

Nur wer Nerven hat von Stahl, nimmt sich noch Zeit zum Zielen.

Schießen! Nur Schießen!

Warum feuert nur Karl Brand nicht? Seit fünf Minuten schon liegt er im Anschlag.

„Nehme er dem Gefallenen die Patronen ab.“

Leutnant von Süram spricht's zu Schürmer.

Bei seiner Anrede begreift Schürmer erst, und es überläuft ihn.

Also auch der?

Und er kriecht nach der Leiche hin und wendet sie um.

Eine purpurne Nelke brennt auf der Stirn des Toten. Das Gesicht zeigt noch den stummen Grimm des wutentbrannten Kämpfers.

Schürmer stopft die Kartuschen in die eigenen Patronentaschen und feuert weiter.

Ueber dem Felde wallt es grün und gelb von giftigen Gasen. Sie schillern in der Sonne gleich dem Leib einer Eidechse.

Leutnant von Suram reißt die Signalpfeife an die Lippen. Sein Zug muß wieder vor.

Aber der schrille Ton verhallt in dem Getöse.

Er muß also auf. Mit dem Säbel winken zum Stopfen. Allen vorauslaufen. Denen da vorn eine prächtige Scheibe.

Da fällt wieder einer auf die Seite. Jochen Möller, sein Bursche.

Den Offizier überfliegt es eiseskalt. Seine Kinnladen fliegen.

Er stößt einen Fluch aus: „Feige Memme,“ schilt er sich. Und springt in die Höhe.

Hoch aufgerichtet steht er da; den Säbel in der Faust.

„Sprung!“ — — — —

Er macht einen Satz und fällt zur Erde.

Feuerwerker Schneider vollendet das Kommando: „Sprung! Auf! Marsch, marsch!“

Tak, Tak, Tak. —

Dzin — Dzin — Dzin.

„Seitengewehr pflanzt auf!“

Nun kommt erst die Hauptarbeit; der Kampf mit der blanken Waffe.

Der Wirbel des Sturmmarsches schlägt plötzlich an Schürmers Ohr.

„Zum Sturm! Gewehr rechts! Marsch, marsch! Hurra!“

Hurra!

Man schreit, man brüllt es hinaus.

Der Rausch des Kampfes ist in allen erwacht. Der macht Memmen zu Männern; Lämmer zu grimmigen Wölfen.

Wie eine Wetterwolke ist das Gros herangefegt. Gleich einer Lawine reißt es die Schützen mit fort. Zusammengeballt zu einem dunklen Klumpen. Eisenstarrend; ein Wald von Bajonetten.

Ein fürchterliches bleiernes Hagelwetter treibt den Stürmern entgegen.

Aber sie dringen vor. Rasend ob der großen Verluste. Die Gesichter verzerrt. Begierig, in Feindesblut sich sattzutrinken.

Mit wütendem Gebrüll branden sie in die Schanze hinein.

Der Tod hält grauenvolle Ernte.

Das rote Blut springt plötzlich in hundert sprudelnden Quellen. Der Bajonette Geflamm ertrinkt darin. Schädel krachen unter wütenden Kolbenhieben. Gehirne werden zerstampft. Der gelbe Lehmboden wird zu einem blutigen Brei.

In tollem Entsetzen ergreifen die Gelben die Flucht. Bannertruppen, Boxer in wirrem Gemisch. Aus allen Fugen gegangen. Nur bestrebt, sich zu retten aus dem Bereich dieser fürchterlichen Würger.

Einer der Gestürzten packt Schürmer am Bein; beißt sich darin fest, geifernd vor Raserei.

Ein gewaltiger Fußtritt Hans Speners zerschmettert dem die Kinnlade, wütend vor Schmerz bohrt Schürmer einem andern den Stahl in den Leib.

Da fühlt er einen Stich in der Seite. Einer der Verwundeten hat sein Gewehr auf ihn abgefeuert.

Der Himmel, die Landschaft, alles rund um ihn her trieft mit einem Male von diesem fürchterlichen Rot.

Ist das das Sterben?

Das war sein Gedanke.

Dann stürzte er und lag lang hingestreckt, wie ein gefällter Baum.

Und in der Luft standen gleich kleinen Pünktchen einige Geier.

— — — — — — — — — — — —

Am Abend, während am Horizont wieder Brand auf Brand emporquirlte und der Rauch sich um die sinkende Sonne wob, umstanden die Matrosen ein frisch aufgeworfenes Grab.

Da hinein betteten sie ihre Toten.

Und die mütterliche Erde umfing liebkosend die starken Glieder ihrer Söhne, die einst aus ihr geworden waren.

Noch in der Nacht, während Milliarden von Totenlampen am Himmel brannten, wurd der Rückzug angetreten.

Die vorgeschickten Patrouillen hatten übereinstimmend eine gewaltige Streitmacht der Regulären und Aufständischen gemeldet.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Das ist das Ungeheure in der Liebe, daß der gute Wille unendlich ist, aber die Ausführung Schranken hat; daß das Verlangen grenzenlos ist, aber die Tat an die Möglichkeit gebunden.

Shakespeare.

Der „wilde“ Jäger.

Von Fred Vincent.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Es dauert auch gar nicht lange, da hat Flott Hühner in der Nase, zieht an und steht gleich darauf bombenfest vor. Inzwischen hat auch Erbstein seinen hin und her zerrenden Hund freibekommen, und wie ein geölter Blitz schießt der an Flott vorbei und stößt die Hühner heraus, ehe ich herankommen kann. Damit aber nicht genug, geht er mit lautem Hals hinterdrein, während sein Herr auf der Hundepfeife trillert, wie eine wildgewordene Lokomotive und dazwischendurch mit Stentorstimme brüllt: Waldo, hierher; zurück Waldooh! . . . Waldooh! bis er braunrot im Gesicht ist. Waldochen aber läßt sich nicht in seinem Privatvergnügen stören, und als nun gar ein Krummer vor ihm herausfährt, da geht es in fröhlicher Hetz über die Felder hinweg. Ein Volk Hühner nach dem andern wird aufgetan und streicht weit fort, um schließlich in die Rüben einzufallen. „Na, denn man zu,“ denke ich zum dritten Male, während die übrigen Jäger dem Durchtrainierten einen Schauer von Segenswünschen nachsenden. Aber das hilft nun alles nichts, es muß weiter gesucht werden, und wenn auch die Hühner sehr rege geworden sind, so fallen bei den andern doch noch einige. Sogar mir glückt noch eine Doublette aus einem gesprengten Volk, während im übrigen Flott natürlich vergeblich sucht.

Droben am Rand der Rübenbreiten treffen wir dann zusammen, um Erbstein zu erwarten, der endlich ganz heiser und außer Atem ankeucht. Für uns andere ist der Fall allerdings erledigt, nur Ballmann macht eine kurze Bemerkung über „nicht hasenrein“ und „mangelhaften Appell“. Das kann sich aber der Herr Flintenbesitzer doch nicht gefallen lassen, und mit einem erregten: „Aber Herr Kommerzienrat“ . . . will er eben eine längere Rede beginnen, da fühle ich mein Riechorgan etwas unsanft von einem harten Gegenstand berührt, und mein erstaunter Blick taucht in die Mündungen einer Doppelflinte. „Zum Donnerwetter, Herr,“ fahre ich auf, aber da stößt mich schon mein Freund an, und — ja so, Rücksichten . . . also bitte recht freundlich — zuvorkommend lächelnd bringe ich das Schießeisen in eine etwas weniger bedrohliche Lage. „Wirklich eine wundervolle Flinte,“ lobe ich, und der Edle fühlt sich so geschmeichelt, daß er sie herunternimmt und mir reicht mit den Worten: „Ja, nicht wahr? Kostet mich aber ein schweres Stück Geld.“

Vorsichtig, die Mündung zur Erde gerichtet, öffne ich den Verschluß, und — na, da haben wir den Salat! — Beide Läufe sind geladen, die Schlösser gespannt und nicht gesichert. Das geht mir denn doch über die Hutschnur, und als das Unglückswurm gar noch geringschätzig lächelt und unsere Aufregung über seine haarsträubende Unvorsichtigkeit gar nicht begreifen will, da sind die Rücksichten bei mir zu Ende. Was er nun von mir zu hören bekommt, kann keinen Anspruch auf parlamentarische Ausdrucksweise erheben; denn ich werde so klotzig grob, daß er mit der Miene tiefgekränkter Unschuld beiseite tritt und die Patronen herauszieht.

Es folgt nun ein kleines Privatissimum über die in den Kreisen ängstlicher Jägerseelen für notwendig erachtete Vorsicht in der Behandlung von Schießgewehren, und dann geht die Suche weiter. Wir haben uns auseinandergezogen, und nur unser feiner Jägersmann bleibt, offenbar sehr verstimmt, etwas zurück, denn es will ihm nicht gleich gelingen, die Patronen in die Läufe zu bringen. Endlich ist er damit zustandegekommen, und er schließt die Flinte — natürlich nicht, indem er den Kolben nach den mit der Mündung tiefgehaltenen Läufen hebt, sondern verkehrt, indem er diese hastig in die Höhe schlägt — und bum, bum! gehen beide Schüsse in die Luft. Verwundert wenden wir uns um und staunen das schlaue Gesicht an, mit welchem der Edle wie ein begossener Pudel zwischen den Rüben steht und die rauchenden Läufe der „aus Versehen“ losgegangenen Flinte betrachtet. Jetzt ist's sogar meinem guten Hermann zu viel geworden, so daß er Europens übertünchte Höflichkeit beiseite läßt und einige kaum mißzuverstehende Redensarten gebraucht. Das ergrämt wieder den Flintenbesitzer bedenklich, und er kann abermals „nicht begreifen, worüber man sich aufregt, da ja doch nichts passiert ist.“ — „Das hätte auch gerade noch gefehlt! Wenn erst etwas passiert ist, dann ist es zu spät!“ wird er von allen Seiten angefahren.

Damit werden die Ermahnungen abgebrochen denn die Hunde stehen vor, und wir ziehen uns — diesmal mit den richtigen Abständen — im Halbkreis heran. Allein die Hühner laufen, und erst als Hektor vorgreift, steht die Kette auf und wird gesprengt. Dabei streichen denn auch drei Hühner so ungefähr in Kopfhöhe zwischen meinem Nachbar und mir hindurch und „Donnerwetter, der Kerl zieht durch!“ denke ich, wie er, das erste Huhn scharf aufs Korn nehmend, ihm die Flintenläufe drohend nachfolgen läßt. Ich könnte ihm ja dankbar sein für den tiefen Einblick, den er mir in das „Seelenleben“ einer modernen bahnlosen Doppelflinte gestattet, aber ich interessiere mich augenblicklich sehr wenig dafür, daß deren linker Lauf zylindrisch ist, während der rechte Würgebohrung besitzt. Außerdem weiß ich, daß derartige Schießeisen mit Vorliebe im unpassendsten Moment losgehen, und ich tue daher das einzige, was mir übrig bleibt, falle etwas plötzlich längelang vornüber auf den Bauch und stecke meinen Kopf wie der Vogel Strauß ins Rübenkraut. Es hat in der Nacht vorher geregnet, der schwere Lehmboden ist noch naß, und ich liege daher wenigstens weich. Trotzdem kann ich meiner Lage keinen großen Geschmack abgewinnen, und als immer noch kein Schuß fällt, erhebe ich mich vorsichtig auf die Knie, um wieder direkt in die drohend auf mich gerichteten Flintenläufe zu blicken. Eben streicht nämlich das dritte Huhn zwischen uns durch, und ich verschwinde wieder in der Versenkung, während Mehnert mir freundlich zuruft: „Down!“

Nach einer ganzen Weile endlich fallen die beiden Schüsse, und wie von der Tarantel gestochen, bin ich auf den Füßen, reiße meine Flinte hoch und jage beide Schüsse Erbstein so dicht über den Kopf hinweg, daß er mir ganz entsetzt eine tiefe Verbeugung macht. Dann ziehe ich die leeren Hülsen heraus, streife Mehnert mit einem verachtungsvollen Blick und wandere wortlos — mit welch freundschaftlichen Gefühlen gegen meinen Nachbarn kann man sich wohl denken — dem Gutshause zu, um dort meinen äußeren und inneren Menschen wieder in das richtige Gleichgewicht zu bringen, denn der Humor ist mir total vergangen. Uebrigens kommen auch die übrigen recht bald nach, mit Ausnahme des Herrn von Erbstein, der sich, nachdem er noch eine Anzahl der im Herbst so beliebten Löcher in die Natur geschossen unter dem Vorwand, sich nicht nochmals dem Totgeschossenwerden aussetzen zu wollen, rückwärts nach der Stadt konzentriert hat. Waldochen, das bis dahin noch nicht wieder erschienen, möge man ihm baldigst nachsenden.

Dem Kommerzienrat ist die Geschichte sehr unangenehm, und mehr als einmal versucht er, mich wieder mit Erbstein zusammenzubringen. Das gelingt ihm denn auch zu Anfang Dezember, wo er eine Anzahl seiner Jagdfreunde — darunter auch den berühmten Jägersmann — zur Feier seines Geburtstages auf sein Gut lud.